This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ADOLF KELLER

EINE SINAI-FAHRT

Geog 346.7
Keller
1901.6 cop. 1

Library of the Divinity School

Bought with money

GIVEN BY

THE SOCIETY

FOR PROMOTING

THEOLOGICAL EDUCATION

Received June 23, 1902.

17108

Eine Sinai-Fahrt

Eine Sinai-Fahrt

von

Adolf Keller

[illegible]
und einer Karte der [illegible]

1901

Verlag von J. Huber in Frauenfeld

Eine Sinai-Fahrt

Von

Adolf Keller

Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen
und einer Karte der Sinaihalbinsel

1901
Verlag von J. Huber in Frauenfeld

JUN 25 1902
Divinity School

Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld.

Meinen lieben Eltern

gewidmet

Vorwort.

Die Reiſe, deren Beſchreibung die umſtehenden Blätter füllt, iſt im Sommer 1898 im Auftrage von Herrn Profeſſor D. Freiherr von Soden in Berlin unternommen worden. Sie hatte den Zweck, zwei andern Theologen, meinen Freunden Cand. Glaue und Lic. Knopf, die ſchon über zwei Monate lang im Katharinenkloſter in angeſtrengter Bibliotheksarbeit verbracht hatten, für den Reſt ihres Aufenthaltes Hilfe zu bringen; gleichzeitig hatte ich ihnen eine größere Summe Geldes zu übermitteln; auch war ihnen die friſche Zufuhr von Lebensmitteln ſehr erwünſcht, da ſich ihre eigenen Vorräte in ſehr ungleicher Weiſe vermindert hatten. Dieſen beiden Freunden ſeien dieſe Blätter vor allen Dingen geſandt als ein herzlicher Freundesgruß und ein Erinnerungszeichen an die gemeinſam verlebten ſchönen Tage großartiger Wüſten-einſamkeit. Sie werden uns unvergeßlich ſein!

Durch einen längern Aufenthalt in Aegypten war ich mit den Verhältniſſen, den Landesſitten und der Sprache

genügend vertraut geworden, um die Reise durch die Wüste nach dem Sinai allein, d. h. ohne andere Begleitung als die der Beduinen unternehmen zu können. Dieser Umstand bildete einen nicht geringen Reiz der ganzen Reise. Unsere Erlebnisse und Erfahrungen trug ich nach meiner Rückkehr nach Europa in mehreren Vorträgen einem kleinern Zuhörerkreise vor, wobei der Wunsch an mich herantrat, ich möchte sie einem größern Publikum durch den Druck zugänglich machen. Diesem Wunsche bin ich nachgekommen in der Erwägung, daß es sich dabei nicht um neue geographische, ethnographische oder historische Entdeckungen handelt; wer danach verlangt, der greife nach dem großen Werke der Sinai Survey-Expedition, nach Palmers The Desert of Exodus, wo das geographische und Sagenmaterial vollständig gesammelt ist, nach Burckhardts Reisebeschreibungen, nach Ebers' „Von Gosen zum Sinai", wo besonders die ägyptologischen Notizen und die Zusammenstellung frühchristlicher Nachrichten wertvoll sind, nach den Büchern Tischendorfs und der beiden englischen Damen Lewis und Gibson, wo die Bibliothek des Klosters in besonderer Weise Gegenstand der Untersuchung ist. Mir kam es mehr darauf an, die immerhin nicht alltäglichen Reiseerlebnisse anschaulich zu schildern, den Stimmungsgehalt einer Landschaft zum Ausdruck zu bringen, die nach gewöhnlichem Urteil für öde und trostlos gilt, und als Theologe durch den Anschauungsunterricht der Wüste zu

lernen, was für das Verständnis der Anfänge des israelitischen Volkes und seiner Religion aus Land und Landesbrauch zu lernen war. Ich machte also keine exegetische Reise, sondern bestrebte mich nur, Auge und Ohr offen zu halten, um wo möglich nur Selbsterlebtes zu berichten. Für das Leben der Beduinen ist allerdings bis jetzt noch immer jeder Reisende auf den besten Kenner der Beduinen, Burckhardt, angewiesen, den berühmten Schech Ibrahim, dessen Grab in Kairo letzthin von der dortigen Schweizerkolonie durch die Aufstellung einer Gedenktafel geehrt wurde. Die sonstige Litteratur, auch die altchristliche, ist größtenteils wo nötig berücksichtigt worden, wobei ich dazu kam, in einem Anhange die Klarheit, mit der Ebers den Serbâl als den wahren Sinai erwiesen zu haben meint, wieder etwas trüben zu müssen.

Die Voraussetzung, daß der Sinai der Israeliten auf der Sinaihalbinsel zu suchen sei, wird zwar von vielen nicht geteilt. Erst neuerdings versuchte von Gall in der unbewiesenen Annahme, daß Midian ausschließlich nur an der Ostseite des Roten Meeres zu suchen sei, durch textkritische Gründe, d. h. durch Trennung und Wiederverknüpfung der Berichte, zu zeigen, daß der Sinai in Midian auf der Westküste Arabiens, der Horeb auf der Sinaihalbinsel gelegen sei, und daß eine Identifizierung der beiden Berge stattgefunden habe. Es bot sich im Rahmen dieser Beschreibung nicht Gelegenheit,

auf diese Fragen einzugehen. Wir haben es jedenfalls nur mit dem heiligen Berge der jetzt uns vorliegenden Quellen zu thun. Diese weisen mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Sinaihalbinsel hin; mehr als Wahrscheinlichkeit wird sich in dieser Frage allerdings kaum erreichen lassen.

Besondern Dank statte ich an dieser Stelle meinem lieben Freunde Pastor Wedemann in Kairo ab, der den Sinai bereits zweimal bereist und mich mit Beiträgen unterstützt hat. Herr Photograph Reiser in Alexandrien hatte die Freundlichkeit, mir einige der größern Photographien zur Reproduktion zu überlassen. Die beigegebene Karte ist unter freundlicher Erlaubnis der Firma Bädeker in Leipzig deren Reisehandbuch über Palästina und Syrien entnommen. Dank gebührt auch dem Herrn Verleger, der keine Mühe gescheut hat, für eine würdige Ausstattung Sorge zu tragen.

Stein a./Rh. auf Burg, Oktober 1900.

Adolf Keller.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Vorwort IIV

Von Kairo über Tûr nach dem Katharinenkloster . . . 1

Reisevorbereitungen. — Fahrt auf dem Roten Meer nach Tûr. — Verhandlungen mit den Mönchen und Beduinen. — Ritt durch das Wadi es-Selê nach dem Katharinenkloster.

Der Aufenthalt im Kloster 35

Das Innere des Klosters. — Aberglaube der Beduinen über das Kloster. — Die Kirche. — Die Moschee. — Die Mönchs- und Pilgerwohnungen. — Die Bibliothek. — Der Codex Sinaiticus und der Codex Syrsin. — Die Mönche. — Die Klosterregeln. — Der Klostergarten und die Krypta. — Unsere Arbeit und unsere Muße. — Der alte Musa.

Der Djebel Mûsa und der Djebel Katherîn 60

Die Tradition der Mönche. — Klostersagen auf dem Wege nach dem Djebel Mûsa. — Die Cypressenebene. — Aussicht vom Djebel Mûsa. — Der Ras es-Saffaf. — Hypothesen über den Lagerplatz der Israeliten. — Besteigung des Djebel Katherîn. — Sagen am Wege. — Das Wadi Ledja und Dêr el Arbain. — Ueberblick über die Halbinsel.

Vom Kloster nach dem Wadi Firân und dem Serbâl . . 84

Die Abreise vom Kloster. — Die Ebene er-Raha. — Ueber den Paß Nakb el-Hawa. — Einiges über die Towarabeduinen. — Aehnlichkeit ihrer Sitten mit altisraelitischen. — Die Oase Firân. — Lagerplatz im Wadi Alejât. — Besteigung des Serbâl durch das Wadi Alejât. — Das frühere Einsiedlerleben um die Stadt Pharan. — Nilus.

Vom Wadi Firân nach Suez 115

Hesy el-Chattâtin. — Das Wadi Mokatteb und die sinaitischen Inschriften. — Wadi Maghâra und die ägyptischen Bergwerke. — Ueber den Paß Nakb el-Budra. — Râs Abu Zenime. — Lager am Roten Meer. — Hammâm Far'ûn. — Der Anschauungsunterricht der Wüste für das Verständnis der Wanderung Israels. — Die Bedeutung Mosis und des Zuges in die Wüste. — Wadi Gharandel. — Ayûn Mûsa. — Abschied von der Wüste.

Die Sinai-Frage 147

Von Kairo über Tûr nach dem Katharinenkloster.

Reisevorbereitungen. — Fahrt auf dem Roten Meer nach Tûr. — Verhandlungen mit den Mönchen und Beduinen. — Ritt durch das Wadi es-Selê nach dem Katharinenkloster.

Glücklich, wer nach Wochen der Ermüdung oder Krankheit auf Reisen gehen kann, um aus Gottes schöner Welt neue Lebenskraft zu schöpfen! Glücklicher, wer unerschöpft hinausziehen darf, bewaffnet mit scharfen Sinnen und gepanzert mit frohem Mut, um das Schöne zu erfassen, wo man es findet, und das Widerwärtige an sich abprallen zu lassen! Am glücklichsten aber der, der mit solcher Reiserüstung angethan Länder und Orte besuchen darf, die mit seinem innersten Fühlen von Jugend an unauflöslich verknüpft sind, so daß sich dabei wohl märchenhafte Kinderträume erfüllen, die einen Hauch ihrer seligen Naivität mit sich bringen.

Als ein solcher Glücklicher stand ich am Vorabend meiner Reise nach dem Sinai auf der Höhe der Alabastermoschee in Kairo; noch in derselben Nacht wollte ich meine Fahrt antreten, die mich für einige Wochen in die Wüste führen sollte. Schon Monate lang hatte ich in Gedanken in jener einsamen Welt gelebt und mich für die Reise vorbereitet.

Die vizekönigliche Bibliothek in Kairo ist vorzüglich mit Sinailitteratur, wenigstens mit englischer, versehen, und der deutsche Bibliothekar hatte mir bereitwilligst alles zur Verfügung gestellt, was meinem Zwecke dienlich sein konnte. Aber es gab noch ganz andere Dinge vorzubereiten als die geistige Ausrüstung. In der Wüste darf man nichts vergessen haben; denn keine Hotels und keine Klubhütten können den Mangel ersetzen. Das Beispiel meines lieben Freundes W., selber ein eifriger „Wüstenlöwe", der aber bei seiner Sinaireise das Salz vergessen hatte und deshalb die ganze Reise ohne Würze machen mußte, ließ mich peinlich alle Kleinigkeiten aufschreiben, die für die Reise und den Aufenthalt in der Wüste unentbehrlich waren. Zu diesem Zwecke stieg ich mehrmals in unsere Küche hinab, um nachdenklich die Küchengeräte und Kochutensilien auf ihre Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit zu prüfen. Dort lernte ich, daß Kochtopf und Kasserole, Löffel, Messer, Gabel, Streichhölzer, verschiedene Sorten Konservenfleisch, Gemüse, Rhum, Thee, Kaffee und Zucker, Brot und Salz und als besonders luxuriöse Delikatesse einige Büchsen eingemachter Aprikosen und Pfirsiche notwendig seien, um in der Wüste nicht ein allzu asketenhaftes Leben führen zu müssen. Bei weiterem Nachdenken kamen eine Reisematratze und einige Decken hinzu; denn da es Sommer war, gedachte ich ohne Zelt unter freiem Himmel zu nächtigen. Ein Khakianzug verlieh meinem äußern Menschen die echte Wüstenfarbe. Verschiedene Kameltaschen, Churg genannt, ein Schaffell zum Reiten, ein photographischer

Apparat, ein großer Wassersack und das gewöhnliche Mobiliar, das einem Kulturmenschen unentbehrlich ist, vervollständigten meine Ausrüstung.

Durch die freundliche Vermittlung des Grafen Oberndorf vom deutschen Generalkonsulat erhielt ich vom russischen Generalkonsulat eine Empfehlung an die Filiale des Sinaiklosters in Kairo, wodurch mir wenigstens die ersten Scherereien wegen des Eintritts in das Kloster erspart wurden. Der sinaitische Vertreter des Klosters hatte in Deutschland studiert und zeigte sich als angenehmen und gefälligen Mann, der in Anbetracht des wissenschaftlichen Zwecks der Reise unter Verzicht auf ein besonderes Eintrittsgeld mir einen umfänglichen griechischen Empfehlungsbrief mitgab.

Alle diese reisetechnischen Rüstungen lagen nun hinter mir, und in dem Gefühl, daß ich wirklich „archipret“ sei, gab ich mich froh der sonnigen Stimmung hin, die auf der Landschaft lag, um recht viel davon mitzunehmen; denn ein solcher Fonds gehört auch zu einer rechtschaffenen Reiseausrüstung.

Unter mir lag die Stadt, über der das letzte Licht der Abendsonne wie ein fein zerteilter Stoff flimmerte. Herrliche, hoch ummauerte Palastgärten schienen ihre Geheimnisse auszuatmen und Wolken von Duft und blauem Dunst in die Höhe zu senden. Der Adân, der Gebetsruf erscholl von den tausend Minareten, die mit schlanken Palmen um die Wette in den wunderblauen Himmel hinaufstreben. Das Leben der Stadt schlug wie eine Brandung an mein Ohr, und mit Behagen lauschte ich dem vieltausendstimmigen Geräusch da unten,

vor dem ich nun für einige Wochen in die Wüsteneinsamkeit flüchten wollte. Leise, unvermerkt war die Sonne in die westliche Wüste hinabgesunken; am nächsten Tage wird sie mir schon in der östlichen den Morgengruß entgegenbringen.

Die Dämmerung trieb mich hinunter. Nach zwei Stunden lag das Stadtgetriebe schon hinter mir, und der Zug führte mich durch das fruchtbare Delta nach Suez.

Mit großer Liebenswürdigkeit wurde ich von dem dortigen deutschen Konsul aufgenommen und beraten. Ich wählte nicht die gewöhnliche Route, die von Suez aus durch die Wüste nach dem Sinaikloster führt, sondern hatte Gelegenheit, mit einem Dampfer der Khediviehlinie nach Tûr zu fahren, von wo aus ich in die Wüste eindringen wollte. Der Dampfer fuhr erst gegen Abend, so daß ich Zeit genug hatte, die wenigen Sehenswürdigkeiten von Suez, dem alten Klysma, zu betrachten.

Endlich verließ das Schiff den Hafen. Schon seit Tausenden von Jahren leuchtet diese brennende Pracht stillen Schiffahrern, dem handelseifrigen Phönizier, der von seinem geschnäbelten Schiffe aus wohl den Baal auf den Höhen des Atakagebirges um günstigen Wind anflehen mochte, wie dem modernen Indien- und Chinafahrer, dessen Geschlecht sich nicht wie jenes um Wind und Wetter kümmert.

Das Rote Meer leuchtet im tiefsten Blau, das von den Bergen in dunklern Schluchten und Rinnen herabzufließen scheint; diese empfangen es wiederum von dem alles überstrahlenden Himmel, der sich hier von Wüste zu Wüste, von

einem Weltteil zum andern spannt. Hinter uns verschwinden allmälig die wenigen Palmen von Suez, die dem salzigen Hauch des Meeres und dem glühenden Atem der Wüste widerstehen. Die Berge des Atakagebirges werfen riesenhafte Schatten auf die See. Die Sonne scheint in einer ungeheuern Feuersbrunst unterzugehen. Das rote Meer ist zu einem goldenen geworden. Plötzlich ist die Nacht da. Ueber uns schimmert es wie von himmlischen Heerscharen. Ein kühler Wind erwacht, der die große, weite Stille nicht zu stören vermag.

Außer mir befanden sich als Passagiere noch zwei Mönche der Klosterschule in Tür an Bord. Ich unterhielt mich mühsam mit ihnen durch das Medium des Arabischen, das von allen Griechen sehr schlecht gesprochen wird; denn ihre Gutturallaute, die gerade im Arabischen von großer Wichtigkeit sind, besitzen nicht die eruptive Kraft, die z. B. einer guten schweizerischen Kehle eigen ist. Anderseits aber war mein Ohr nicht genug gewöhnt, die unbekannte neugriechische Aussprache mit ihren Pfeif- und Zischlauten und der Vorliebe für den Laut i in unsere altgewohnte Gymnasialaussprache zu transponieren.

Nach kurzer Zeit verschwanden die beiden ehrwürdigen Väter, und ich blieb allein auf Deck, um die Nachtherrlichkeit und die Meeresstille in vollen Zügen zu genießen. Um den Bug des Schiffes sprühte es, als ob die Wellen weißglühend geschmolzen würden. Der Mond ging mit vergnügtem Blinken auf den Wogen spazieren, die ihm hundertfach sein Bild

wiederspiegelten. Still waltend schauten die Sterne herab, und vergebens suchten es ihnen die Leuchttürme in der Ferne gleich zu thun; man merkte es gleich an ihrer Unruhe, daß ihr Leuchten kein himmlisches war.

Als der Mond untergegangen war, rollte ich meine Reisematratze auf und schlief auf Deck, bis die Sonne mich weckte. Wir waren vor Râs Abu Zenîme. Dort befindet sich eine Quarantänestation für die heimkehrenden Mekkapilger. Ein großes Zeltlager ist für die Wallfahrer aufgeschlagen, wo sie, durch Wüste und Meer abgeschlossen, phlegmatisch ihre Befreiung abwarten. Nachdem die Post abgegeben war, nahmen wir unsern Kurs wieder auf. Obschon das Schiff in bedeutender Entfernung vom Lande fährt, sieht man, daß sowohl die afrikanische als auch die asiatische Küste Wüste ist.

Gegen Mittag erreichten wir Tûr, ein früheres Strandräubernest, das jetzt Sitz des ägyptischen Gouverneurs der Sinaihalbinsel und eine große Quarantänestation ist. Wie Piratenboote schießen die kleinen Kähne heran, um uns abzuholen. Aber keiner von den flinken braunen Gesellen wird auf Deck gelassen, obschon in der Quarantänestation kein Kranker sich findet. Pfeilschnell fahren wir durch die gefährlichen Korallenklippen in das enge Becken, an dem Tûr liegt. Ein Kranz von Palmen umgibt die wenigen Häuser, die teilweise halb zerfallen sind. Am Lande wurde ich von dem deutschen Konsularagenten Vassili Baramili, dem Sohne des bekannten Schech Hennen, empfangen, einem Eingebornen

in der landesüblichen langen Galabije. Gastfreundlich führte er mich in sein Haus, in dem ein Dutzend Frauen und Kinder neugierig hinter den Thüren hervorguckte. Das Haus ist ein einfacher Lehmbau, der im ersten Stock neben verschiedenen kleinen Räumen das große Wohnzimmer enthält. Da mein Wirt wie die Mehrzahl der Einwohner von Tûr der griechisch-orthodoxen Konfession angehört, ist es nicht verwunderlich, daß in seiner Stube Heiligenbilder und die Porträts des griechischen Königspaares hängen. Ich hatte mich kaum gesetzt, als der unvermeidliche Kaffee gebracht wurde, dem die Cigaretten folgten. Von der Stube aus sieht man übers Meer nach den afrikanischen Bergen hinüber, während gegen Osten hin das Sinaigebirge den Horizont abschließt. Mein Wirt verstand nur arabisch; einer seiner Söhne aber sprach ein für den Orient leidliches Französisch. Trotzdem nur alle 14 Tage ein Dampfer von Suez in Tûr anlegt, sind die Leute selbst in dieser Abgeschlossenheit gut vom Lauf der Welt unterrichtet. Sie hatten von dem Plan des deutschen Kaisers vernommen, nach Aegypten zu reisen, und im Familienrate wurde ernstlich die Frage erwogen, ob das Familienoberhaupt, das doch nun einmal deutscher Konsularagent ist, bei dieser Gelegenheit nicht nach Kairo reisen solle, um dem „großen Sultan" der Deutschen seine Aufwartung zu machen.

Ich verfehlte in orientalischer Höflichkeit und Ueberschwänglichkeit nicht, der Meinung Ausdruck zu geben, daß Seine Majestät sich jedenfalls freuen würde, den weithin

bekannten Herrn Vaſſili Baramili zu begrüßen. Ich konnte bei dieſer Gelegenheit, wie auch ſpäter in Paläſtina wieder bemerken, was für ein Ereignis die Reiſe des deutſchen Kaiſers auch für den gewöhnlichen Orientalen war, und wie allgemein es auch dem Volke bekannt iſt, daß, wie mir ein Roßknecht in Galiläa erzählte, der „deutſche Sultan der beſte Freund unſeres Chalifa“ iſt.

Sobald anzunehmen war, daß die Mönche in der Filiale des Sinaikloſters ihre Sieſta beendigt hatten, begab ich mich zu ihnen, um wegen meiner Abreiſe mit ihnen zu verhandeln. Denn da ich das Kloſter betreten wollte, ſo konnte ich nicht ohne weiteres mit den Beduinen wegen der nötigen Kamele unterhandeln, ſondern es kommen für dieſen Fall beſtimmte Vertragsverhältniſſe zwiſchen dem Kloſter und den Beduinen in Betracht, — κανόνες nennen ſie die Mönche, kanûn die Beduinen — wonach man entweder verpflichtet iſt, Kamele vom Kloſter zu nehmen oder doch wenigſtens eine höhere Summe zu bezahlen. Die Mönche wachen eifrig darüber, daß kein Kloſterpilger dieſer Brandſchatzung entgeht. Als mein Freund Paſtor Wedemann bei ſeiner zweiten Sinaireiſe auf die läſtigen Bedingungen nicht eingehen wollte, wurde ſeiner kleinen Karawane ein reitender Bote vorausgeſchickt, um dem Kloſter zu melden, was für halsſtarrige Leute ankommen würden. Das Kloſter verwehrte denn auch damals den ihnen untergebenen Djebelijebeduinen, den Reiſenden als Führer zu dienen. Einfacher iſt die Sache, wenn man das Kloſter nicht betreten will;

dann erhält man mit Leichtigkeit Beduinen und Reittiere, die dem Reisenden zum festen Satze von 5 Franken per Tag zur Verfügung stehen.

Ich hatte mich vergeblich gefreut, die Verhandlungen abkürzen zu können. Die ehrwürdigen Väter wußten wohl, daß sie mich in der Hand hatten, und ließen deshalb alles mit der gewohnten Ruhe und Beschaulichkeit von statten gehen.

Nach langem Drängen waren endlich die Beduinenschechs in einem der Zimmer des Erdgeschosses versammelt. Nachdem sie ihre langen Pfeifen angezündet hatten, hockten sie im Kreise auf den Boden nieder, würdig auch in dieser Stellung. Eine solche Verhandlung schien für die Bewohner von Tûr ein wichtiges Ereignis zu sein; denn außer den Mönchen und den Beduinen versammelte sich in und vor dem Beratungszimmer eine größere Anzahl Eingeborner, die gleichsam die Rolle des Chors übernahmen und das interessante Schauspiel unserer Verhandlung mit allerlei Zwischenrufen und Bemerkungen begleiteten.

Ich hatte einen arabischen Kontrakt mitgebracht, den mir der deutsche Konsul in Suez freundlichst besorgt hatte. Aber Mönche und Beduinen schüttelten die Köpfe dazu. Erstens war ihnen der Kontrakt als verpflichtende Form überhaupt unbequem, und zweitens kamen jetzt eben die Kanones hervor, mit denen der Inhalt meines Vertrages nicht stimmen wollte. Die Mönche verstanden es, durch allerlei Spezifizierungen die Summe der Reisekosten auf das Dreifache von dem zu

steigern, was ich ihnen geben wollte. Es half nichts, daß ich mich auf die russische Botschaft in Kairo berief, zu welcher das Sinaikloster in einem gewissen Verhältnis steht; es half nichts, daß ich den wissenschaftlichen Zweck der Reise, der ja schließlich auch ad majorem monasterii gloriam dienen könne, betonte. Unsere Verhandlung wurde immer erregter und immer interessanter; denn es war bei allem Aerger doch ein schöner Anblick, die Mönche mit den langen weißen Bärten und die kräftigen braunen Beduinen mit blitzenden Augen und heftigen Gebärden bald zornig, bald überredend sich benehmen zu sehen.

Als ich die Nutzlosigkeit weiterer Versuche einsah, verließ ich den Hof, in dem die Kamele am Boden knieten, und begab mich zu dem Kommandanten der halbzerfallenen Festung, welche die Oberhoheit Aegyptens über die Sinaihalbinsel zu markieren hat. Der Kommandant, ein martialischer Offizier, empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit, hatte er doch nicht alle Tage Gelegenheit, seine Kenntnis zivilisierter Umgangsformen an den Tag zu legen.

Nachdem wir uns zuerst gegenseitig nach unserm Wohlbefinden als nach der wichtigsten Sache von der Welt erkundigt hatten, trug ich ihm meine Schwierigkeit vor. Ungeheure Entrüstung zeigend ließ er sich sofort die hartnäckigen Beduinen kommen und verfluchte sie und ihre Väter in den kräftigsten Ausdrücken. Dabei verfehlte er nicht, die Oberhoheit der ägyptischen Regierung auch über die Beduinen zu betonen. Diese aber zogen sich hinter die Kanones des

Klosters zurück, das für die armen Leute mehr Macht besitzt als die ferne Regierung. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als ins Kloster zurückzukehren. Sporenklirrend und im Bewußtsein seiner Würde zog der Kommandant ein. Diese Grandezza machte jedoch sofort einer überströmenden Höflichkeit Platz, als ihm der Abt des Klosters entgegenkam und ihn zum Gruße küßte. Die Verhandlung fand diesmal in einem der oberen Zimmer des Klostergebäudes statt. Es dauerte geraume Zeit, bis die Frage wieder aufgenommen wurde. Erst wurde die Begrüßung noch eine Zeitlang fortgesetzt; dann wurde neuer Kaffee hereingebracht; das Zimmer füllte sich allmälig wieder mit Neugierigen, die Gesichter legten sich wieder in Falten — und die Diskussion konnte von neuem beginnen. Unter der Assistenz des sporenklirrenden Kommandanten und des deutschen Konsularagenten kam endlich eine Vereinbarung zu stande. Die habgierigen Väter, denen natürlich ein Teil der abgemachten Summe zufällt, verwünschten die Alemani, die Deutschen, die nicht wie die Engländer oder Franzosen bezahlten, was — unverschämter Weise — gefordert würde. Einer von ihnen rief mit tragischer Gebärde den andern zu: ἔχετε δίδαξιν, da habt ihr eine Lehre! Das konnte mich aber nicht rühren; denn ich kannte die orientalische Sitte lange genug, um zu wissen, daß kein Handel abgeschlossen werden kann, ohne daß dabei die halbe Welt verflucht wird, und man geneigt ist, in seinem Gegenpart seinen persönlichsten, grimmigsten Feind zu erblicken. Die Griechen sind auch darin, wie in

manchen andern Stücken, Orientalen. Daß es in der Seele der empörten Väter und Beduinen im Grunde nicht so nächtig aussah, zeigte sich, als ich die blanken englischen Pfunde auf den Tisch legte. Zum Glück waren sie von der Prägung, die den heiligen Georg mit dem Drachen als Avers besitzt; denn diese, die mit dem „hussan", dem Pferd versehen sind, werden von den Arabern den andern weit vorgezogen, auf denen nur die Königin abgebildet ist. Die heftigen Gesten hörten auf, die Gemüter beruhigten sich mit einem Schlage, als hätte man Oel auf erregte Wogen gegossen, die Gesichter wurden wieder freundlich, und zum Schlusse tranken wir noch einen Versöhnungskaffee zusammen. Fünf Stunden hatte ich so gekämpft. Wie viel bequemer ist es doch, am Eisenbahnschalter von einem kurz angebundenen Beamten sich die Berechtigung zum Reisen zu erkaufen! In dem Empfehlungsbriefe an das Kloster stand denn auch zu lesen, daß es einer großen logomachia (Wortschlacht) bedurft hätte, um ins Reine zu kommen.

Wie ich aus dem Hause trat, wurde ich Zeuge einer neuen logomachia unter den Beduinen. Die Begleitung von Reisenden bildet nämlich eine ihrer Einnahmequellen. Da nun aber dieser Fall nicht allzu häufig eintritt, so erregt die Uebernahme der Begleitung häufig Streit, trotzdem die Einnahmen teilweise unter den Stamm verteilt werden. Mit großem Interesse sah ich zu, wie man sich beinahe um meine Person raufte, bis endlich der glückliche Besitzer, der mich errungen hatte, demütig auf mich, das neutrale Streit-

objekt, zutrat, um mich seiner Vorzüglichkeit zu versichern und gleichzeitig die Erwartung eines großen Bakschisch auszusprechen. Ich sagte ihm, daß ich darüber nachdenken wolle — nifitikir fi — er schien es mir aber nicht gerne zu erlauben.

Mein Gastgeber nahm mich sodann in sein Haus zurück und bewirtete mich mit einem feierlichen Abendessen, wobei seine Tochter Mirjam uns bediente. Sie muß nach orientalischen Begriffen eine Schönheit genannt werden; denn diese verhält sich nach dortigem Geschmacke proportional zum Leibesumfang. Ich hatte große Mühe, eines der ungewohnten einheimischen Gerichte zu bezwingen, trotzdem die schöne Mirjam eigenhändig die Citrone über meinem Teller zerdrückte.

Es war Nacht geworden. Der Mond war längst aufgegangen. Vor dem Hause knieten die Kamele, die nun beladen wurden. Ich brauchte zwei Kamele, eines für den Proviant und eines zum Reiten. Die Beduinen verstanden es mit bewunderungswürdigem Geschick, die einzelnen Gepäckstücke günstig zu verladen. Mein Koffer wurde auf der einen Seite des Kamels festgebunden, die Proviantkiste als Gegengewicht auf der andern; dazu kamen noch die Nahrung und die Wasservorräte für die Beduinen und ihre Kamele. Auf meinem Reitkamel wurde aus meiner Matratze, Decken und dem Schaffell ein eigentlicher Thron errichtet, der mir einen sehr weichen und bequemen Sitz bot.

Um neun Uhr abends ritt ich zum Dorfe hinaus, begleitet von der ganzen Schar der Beduinen, die uns eine

Strecke weit das Geleite gaben. Zwei Beduinen mit ihren Kamelen außer den von mir gemieteten blieben uns auf dem ganzen Wege als Begleiter treu.

Wohl hatte ich die Wüſte ſchon oft betreten, aber immer nur für kurze Zeit; jetzt ſollte ich für längere Zeit in ihr Schweigen und ihre Einſamkeit untertauchen. Ein eigenes Gefühl überkam mich, noch ſtärker und ſeltſamer als wie ich die erſte Fahrt über die große Waſſerwüſte des Meeres angetreten hatte. Denn im Meere iſt Leben und Bewegung; Dämonen und Nixen, wunderliche Waſſergeſchöpfe ſpielen in der blauen Tiefe. Eine Welt von Weſen wiegt ſich in ſeinen Wogen. In der Wüſte aber iſt der Tod und das Schweigen. Wer in ihren Bereich kommt, muß mit ihr um das Leben ringen!

Hinter Tûr dehnt ſich, ſechs Stunden breit, die große Sandebene El-Kâa aus, die das Sinaigebirge von dem Meere trennt und die vielleicht ſelbſt einmal Meer geweſen iſt. Lautlos ſchlurften die Kamele durch den weichen Sand und warfen, da der Mond ſchon tief ſtand, ungeheure Schatten auf die glänzende Ebene. Ich hörte, wie die Beduinen hinter mir ſich leiſe über mich unterhielten und ihre Mutmaßungen ausſprachen, ob ich ein guter Chawadja (Herr) ſei oder nicht. Ihr Urteil über einen Menſchen bemißt ſich nach der Größe des Bakſchiſchs, den er ihnen gibt. Ihr ganzes Denken iſt auf dieſen einen Punkt gerichtet, der ihnen noch von größerer Wichtigkeit iſt als der ausbedungene Lohn ſelbſt. Alle hatten ſich ihre Pfeife angezündet, ohne

die man den Beduinen nie antrifft. Einige von ihnen ritten, andere gingen zu Fuß und trieben die Kamele durch eigentümliche schlürfende und schnalzende Laute zu rascherem Gange an. Dieser bringt es mit sich, daß der Reiter notwendig der schlingernden Bewegung folgen muß, so daß sein Oberkörper während des Rittes bei jedem Schritt eine Pendelbewegung von ungefähr 30° machen muß. Es ist vergeblich und ermüdend, diesem Schlenkern widerstehen zu wollen; am einfachsten ist es, sich ihm ganz hinzugeben, wobei manche Leute die Seekrankheit bekommen sollen. Allmälig verstummte auch das Gespräch der Beduinen, so daß wir wie eine Geisterkarawane lautlos und schweigend dahinzogen. Der Mond sank immer tiefer, die Schatten der Kamele wurden immer gigantischer. In der Ferne leuchtete noch ein einsames Licht von Tûr und am Horizonte blinkte das Rote Meer. Vor uns lag wie eine große schwarze Mauer das Gebirge. Kein Laut mehr auf der weiten Fläche — nur Nachtgedanken rauschten durch die Seele und füllten sie mit dem ganzen Zauber der Wüsteneinsamkeit.

Es war Mitternacht, als der Mond unterging. Die ganze mondbeglänzte Ebene war mit einem Mal zur dichten Finsternis geworden, in die Millionen von leuchtenden Sternenaugen herabschauten. Ich ließ anhalten. Durch einen eigentümlichen Kehllaut chchch, bei dem Unkundige besorgt nach dem Befinden des Erzeugers solcher Töne fragen würden, zwangen die Beduinen ihre Kamele niederzuknien. Rasch

wurde abgesattelt, meine Matratze aufgerollt, die Koffer und Reisesäcke im Kreis um mein Lager herumgestellt, so daß ich wie von einem kleinen Walle umgeben war. Die Beduinen zündeten ihr Feuer an und fütterten die Kamele. Dann wurde zum ersten Mal die Wüste mein Bett und der Himmel meine Decke. Wohl vermißte ich einen Augenblick einen Reisegefährten nach meinem Herzen, dem ich ein freundliches Gute Nacht! hätte zurufen können; aber andererseits empfand ich doch zum ersten Mal den Reiz, ganz allein unter einigen wildfremden Menschen in der Wüste zu schlafen. Ich wünschte mir einen Traum wie Jakob, empfahl mich der Obhut Gottes und schlief ein.

Am andern Morgen wurde ich vor Sonnenaufgang von meinem alten Schech geweckt; ein Täfelchen Chokolade ersetzte mir den Kaffee — und dann begann das Reiten von neuem. Nach zwei Stunden erreichten wir die ersten Hügelzüge, die dem eigentlichen Gebirge vorgelagert sind. Mächtige Felsblöcke liegen wild durcheinander geworfen umher, als ob riesenstarke Cyklopen damit Ball gespielt hätten. Das herunterstürmende Wasser hat mit rollendem Gestein tiefe runde Löcher in sie hineingebohrt, unsern Gletschermühlen vergleichbar.

Hinter dieser Barriere öffnet sich das enge Wadi es-Sele, durch das ich meinen Weg nehmen wollte. Wie gewaltige Tempelpylonen erheben sich rechts und links dräuende Granitfelsen, die den Weg einengen. Sie tragen die Spuren der Wasserfluten, die in der Regenzeit brausend und alles mit

sich fortreißend durch die engen Thalrinnen abfließen. Links vom Wadi es-Selê erhebt sich der Umm Schomar, „die Mutter des Fenchels", der zweithöchste Berg der Halbinsel. Es ist eine Eigentümlichkeit des Arabischen, den Besitz gewisser Eigenschaften oder Merkwürdigkeiten durch ein vorgesetztes Verwandtschaftswort auszudrücken; so z. B. heißt ein in Kairo

Eingang in das Wadi es-Selê.

wohlbekannter Herr mit einem großen Barte unter den Arabern ganz allgemein abu daqn, der Vater des Bartes, ein Ingenieur der Wasserversorgung abu moje, der Vater des Wassers. Die poetische Sprache ist besonders reich an solchen Wendungen, die dem Ausdrucke oft einen bedeutsamen mitklingenden Nebenwert verleihen; so z. B. heißt der Regen

abu'l chaiati, der Vater des Lebens; der Wein iſt die Mutter ſchimpflicher Handlungen; der Wanderer heißt der „Sohn des Weges", der Gelehrte achu'l ilmi, der Bruder der Wiſſenſchaft, der Fuchs abu'l hussein, der Vater der kleinen Feſtung.

Ich konnte nicht erfahren, ob ich für meine Begleiter auch zum Vater einer guten oder ſchlechten Eigenſchaft geworden war; jedenfalls bemühten ſie ſich vergeblich, meinen Namen richtig auszuſprechen; es kam immer etwas heraus, das ich nicht mehr als meinen ehrlichen Namen anerkennen konnte.

Als ich zwiſchen den Felſen einige ſpärliche blühende Wüſtenpflanzen erſah, ſprang ich ab, um ſie für mein Wüſtenherbarium zu pflücken, das ich anzulegen gedachte. Profeſſor Schweinfurth, der ſich im Winter immer in Aegypten aufhält, war ſo freundlich, mir nachher dieſe intereſſanten ſommerlichen Wüſtenpflanzen zu beſtimmen; es waren ihrer aber ſo wenige, daß ich die ganze Sommerflora jener Wüſte bequem zwiſchen einigen Blättern meines Notizbuches bergen konnte. Merkwürdigerweiſe beſteht ſie trotz des mangelnden Regens doch teilweiſe in äußerſt ſaftigen und waſſerreichen Kräutern, die ihren Waſſergehalt vielleicht dem Tau verdanken.

Immer höher ſtieg die Sonne und drohte allmälig über die ſchützenden und überhängenden Felſen hinaufzukommen, um ſenkrecht in die tiefen Thäler hinunterſchauen zu können. Die Beduinen machten mich deshalb aufmerkſam, daß wir unſere Mittagsraſt vorher halten müßten, da nachher kein

Schutz mehr gegen die senkrecht herabglühende Sonne zu finden sei. Bei einer kleinen, ihnen wohlbekannten Gruppe von Tarfasträuchern und kleinern Palmen machten wir Halt. Die Existenz dieser grünen Gruppe mitten in dem heißen Sand war mir zunächst rätselhaft; erst als die Beduinen ein tiefes Loch in den Sand gegraben hatten, wo nun Wasser zum Vorschein kam, zeigte es sich, welch verborgene Triebkraft hier in der Tiefe war. Da es ausnahmsweise den ganzen vergangenen Winter nicht geregnet hatte, wie die Beduinen klagten, so war der Wasservorrat da und dort sehr spärlich geworden. Immerhin förderten sie durch eifriges Graben schließlich einen kleinen Kessel voll Wasser zu Tage. Das Wasser war natürlich mit Sand gemischt und vollständig trübe. Meine Bemerkung, daß es nicht rein sei, wurde mit Entrüstung und nachdrücklicher Versicherung des Gegenteils aufgenommen. Also fort mit dem zivilisierten Reinlichkeitsbedürfnis und herunter mit der unbeschreiblichen Flüssigkeit!

Die Beduinen kennen noch keinen hygieinischen Reinlichkeitsbegriff, höchstens einen kultischen. Das Schwein ist ihnen unrein, auch wenn es ihnen in Gestalt des appetitlichsten Schinkens entgegentritt. Was wir aber sonst Schmutz heißen und von unserm Körper fern zu halten suchen, lassen sie ruhig in vieljährigen Schichten auf sich sitzen.

Während der eine der Beduinen die Kamele absattelte und die großen Kameltaschen im Kreis um mich herumstellte, suchte ein zweiter Gestrüpp, dürres Schilf und Kamelmist

zuſammen, um ein Feuer anzuzünden; ein dritter wuſch auf meinen Befehl die Kochgeſchirre, was er als unverſtändige Waſſervergeudung nicht billigen konnte; ein anderer kletterte auf die niedrige Palme und hieb Palmzweige herunter, deren harte und ſpitzige Blätter von den Kamelen mit merkwürdiger Unempfindlichkeit gefreſſen werden. Der Schech endlich ſpielte den Koch. Schnell hatte er ein paar Steine zuſammengeſtellt, und bald praſſelte ein luſtiges Feuer. Eine Büchſe Armeeration wurde ins ſiedende Waſſer gelegt und dann geöffnet. Leider zerbrach ſchon beim erſten Mal der mitgenommene Büchſenöffner, ſodaß ich nachher ſtets das Schwert der Beduinen benutzen mußte, um die Büchſen zu öffnen. Nachher trank ich einen Becher kondenſierter Milch, die mir während der ganzen Reiſe die größte Erquickung war. Zum Schluſſe zog ich aus meinem Churg zum Entzücken der Beduinen eine Schachtel Kaffeepulver hervor, die ich ihnen überließ — ohne Kaffee wäre das Paradies für den Beduinen ein Jammerthal. Im ganzen Orient wird der Kaffee nicht auf europäiſche Art zubereitet oder etwa gar mit Cichorie verſetzt, ſondern er wird viel kräftiger gebraut und wirkt in der That höchſt anregend. Die geleerten Konſervenbüchſen wurden von den Beduinen ſorgfältig aufgehoben, um vielleicht einmal zu Hauſe bei beſonders feſtlicher Gelegenheit als Ehrenbecher zu dienen.

Unterdeſſen war die Sonne ſo hoch geſtiegen, daß das Gebüſch nicht mehr genug Schatten bot, und ich nur noch den Kopf nahe an der improviſierten Quelle vor der grellen

Julisonne bergen konnte, so daß ich die verschiedenen orientalischen Jahreszeiten merklich abgestuft an meinem Körper empfand. Vor dem Aufbruch photographierte ich unser Lager, wobei es doch einzelnen nicht ganz geheuer war; man konnte nicht wissen, ob in dem schwarzen Kasten nicht ein Afrit, ein Teufel, steckte. Ich war gespannt zu erfahren, ob sie das Wort Photograph aussprechen könnten; aber es überstieg in der That ihre linguistischen Fähigkeiten; von einem Telegraphen hatten sie offenbar schon gehört, so daß das Ding bei ihnen fortan el telegraph hieß, jedenfalls in der Ueberzeugung, daß alle Wörter auf „graph" denselben Sinn haben. Sie mögen sich damit trösten, daß europäische Ohren hinwiederum nicht scharf genug sind, um ihre verschiedenen säuselnden, zischenden, rauschenden s-Laute zu unterscheiden, oder daß ein Europäer niemals ein rechtschaffenes „ain" aussprechen kann, ohne sich dabei zu gebärden, als habe er einen Knochen verschluckt.

Die Kamele wurden wieder beladen. So geduldig das Tier während der Arbeit erscheint, so unwillig scheint es jedem Wechsel gegenüber zu stehen, als ob es von einer wahren vis inertiae besessen wäre. Wenn es zur Arbeit aufstehen und wenn es zur Ruhe niederknieen soll, so brummt und schimpft es, als geschähe ihm das größte Unrecht, und zwar in Tönen, die aller Musik Hohn sprechen. Dabei wird es nie zutraulich und schaut vielmehr mit empörender Impertinenz herab auf alles, was nicht Kamel heißt. Trotzdem gewinnt man die Tiere lieb während einer langen Wüstenreise; denn

man iſt vollſtändig auf ſie angewieſen und ſie verſagen in den ſeltenſten Fällen. Sobald es einmal im Gang iſt, ſo geht es ſo ſicher und gleichmäßig wie eine aufgezogene Uhr. Man reitet gewöhnlich Schritt; wenn man nicht ein beſonders gutes Reitkamel beſitzt, die in Syrien und bei den Beduinen delul, in Aegypten hegin heißen, ſo iſt der Trab oder gar der Galopp, in den ein Kamel aber ſchwer zu bringen iſt, eine ſehr unangenehme Gangart. Ein gewöhnliches Kamel ſtößt beim Traben, als müßten Leib und Seele des Reiters in Stücke gehen. Ein Kameljunges, das zu unſerer Karawane gehörte, machte mir viel Freude, wie überhaupt faſt alle Thierjungen in einem gewiſſen Alter für den Menſchen etwas rührend Komiſches haben. Das zukünftige Dromedar hatte bereits etwas ſo ſelbſtverſtändlich Kamelhaftes, that bereits ſo vertraut mit allen elterlichen Kamelſitten, daß ich oft laut auflachen mußte.

Große Ehre erntete ich, als ich lernte, wie die Beduinen das Kamel während des Gehens zu erſteigen. Nachdem man einen Fuß in die Rundung des ſtarken Halſes geſetzt hat, klettert man, ſich am Sattelknopf haltend, den ſteilen Kamelberg hinan, um ſich endlich mit einem Schwunge in den Sattel zu ſetzen.

Dem Beduinen iſt das Kamel etwas ſo Wertvolles, daß er z. B. tanzenden Mädchen gegenüber das Wort Kamel geradezu als Koſe- oder Ehrennamen zur Aufmunterung verwendet. Neben einem hübſchen Weibe und einem marokkaniſchen Schwerte gehört das Kamel einem Sprichwort

nach zu den höchsten Gütern des Beduinen: „Wer diese drei Dinge besitzt, dessen Herz ist glücklich.“

Im glühendsten Sonnenbrand ritten wir weiter. Gleich als ob ein erzürnter Gott Pfeile auf uns herabschösse, brannten die Sonnenstrahlen, die von den glühenden Felswänden zurückgeworfen wurden, auf uns nieder. Sie waren

fast noch empfindlicher als Licht denn als Wärme. In dem felsigen Thale, wo sie sich in kein grünes Blattwerk vergraben konnten, blitzten sie in der Luft wie ein Gewimmel scharfgeschliffener Speere, die das unbeschützte Auge verwundeten. Glücklicherweise hatte ich eine blaue Brille mitgenommen. Schweigsam und geduldig ritten wir durch die

brennende Wüste, bis die Sonne hinter der Granitwand verschwand und wir einen geschützten Lagerplatz zur Nachtruhe gefunden hatten.

Das Wadi es-Sele ist, besonders in seinem mittlern Teile, da und dort mit Tarfasträuchern bewachsen. Diese haben aller Wahrscheinlichkeit nach das Manna geliefert, von dem die Schrift erzählt. Ein kleines Insekt sticht nämlich die Rinde an, aus der dann eine süßliche Flüssigkeit hervorquillt. Diese erstarrt an der Luft zu kleinen Körnern und wird gesammelt und gegessen. Da es während des vergangenen Winters nicht geregnet hatte, so war die Mannaernte ausgeblieben, und wir erhielten deshalb auch im Kloster nicht das Krüglein mit Manna, das sonst wohl den Reisenden zum Andenken mitgegeben wird.

Im obern Teil des Thales verschwanden die Tarfasträucher wieder. Das Wadi wurde immer enger und wilder und der Weg für die Kamele oft sehr beschwerlich. Wir rasteten an einer kühlen Quelle, die ein kleines Bächlein entsandte. Sie war stark ammoniakhaltig und verriet so dem Geschmacks- und Geruchssinn, daß auch Ziegen friedlich mit den Menschen daraus tranken.

Mein drittes Nachtlager schlug ich in einer hochgelegenen, von wilden Felsen starrenden Schlucht auf. Das „kleine Glück", wie der Abendstern im Arabischen heißt, glänzte eben über der Granitwand auf und strahlte freundlich in das romantische Thal hinein.

Ringsherum hohe Granitberge, die, nach den herum-

liegenden Blöcken zu schließen, schon oft donnernde Felslawinen ins Thal hinuntergesandt hatten. Kein Baum, kein Strauch, nicht der leiseste Versuch einer Vegetation verleiht hier der Landschaft einen mildern Ausdruck; hart und groß schaut sie auf unser Lager herab. Ich suchte mir, entfernt von den Beduinen, ein einsames Nachtlager auf; die grandiose Einsamkeit ersetzte mir den mangelnden Genossen. Im Schutze eines mächtigen Felsens rollte ich meine Matratze auf; für ein Zelt, wenn ich eines mit gehabt hätte, wäre gar kein Raum gewesen. Vor mir stieg, rötlich leuchtend, die Granitwand zum Himmel empor, der auch in der Nacht seine tiefblaue Färbung nicht verliert. Lange lag ich mit wachen Augen, das Glück der großen Einsamkeit im Herzen. Ich dachte an die Menschen, die die Einsamkeit um sich her als ihr bitterstes Weh hatten ertragen müssen, an jenes Wort des Predigers: Weh' dem, der allein ist! an meine Lieben in der Ferne und wünschte ihnen denselben Frieden, wie ihn mir die wundersame Bläue entgegenstrahlte.

Die einzigen Personen, denen wir in diesen Tagen begegneten, waren zwei Beduinen und ein Mädchen, das eine Ziegenherde hütete. Die Beduinen begrüßten sich auf eine merkwürdige Art. Sie traten ganz nahe an einander heran, legten Wange an Wange und murmelten eine Grußformel. So herzlich dieser Gestus des Grüßens aussah, so gleichgültig blieb ihr Gesicht dabei; sie grüßten, als ob es sie nichts angienge. Aber damit war die Begrüßung noch nicht zu Ende. Nun wandte sich der Ankömmling erst noch

an jeden Einzelnen mit der Grußformel selamât; immer von neuem wieder wurden die selamâts hin und her geſchoben, nur manchmal unterbrochen durch ein marḥaba, willkommen! welches die Antwort marḥabatên, zweimal willkommen! hervorrief. Eine ſolche Begrüßung war immer ein äußerſt zeitraubendes Geſchäft, und man begreift deshalb nur im Orient jene Weiſung recht, niemand auf dem Wege zu grüßen. Die Begrüßung hält auf, und wer Wichtiges zu thun hat, darf ſich deshalb nicht darauf einlaſſen.

Beduinenknabe.

Die Beduinen beſannen ſich nicht wie die Araber der Städte, auch auf mich, den Ungläubigen, den Frieden des Himmels herabzuwünſchen, indem ſie mich mit dem Gruße salâm alêk grüßten, der ſonſt den Muslimen vorbehalten iſt.

Das Beduinenmädchen, das die Herde hütete, drehte

mir oſtentativ den Rücken und ſchielte nur verſtohlen nach meiner kleinen Karawane. Trotzdem es wohl Tage lang keinen Menſchen ſieht, war es tief verſchleiert. Das ſpärliche Haar, in einige dünne Zöpfchen geflochten, iſt kreisförmig von einer Reihe längerer Nadeln umſteckt, die ihre Spitzen wie zur Abwehr nach vorne richten. Die ſchwarzen Augen ſind das einzige, was vom Geſichte ſichtbar iſt. Sie funkeln, als ob ſie ſagen wollten: „Rat einmal, was für ein Mund, was für eine Naſe, was für ein Geſicht zu dieſen ſchönen Augen gehören, was für eine Seele ſich darin ſpiegelt.“ Was ich ſpäter etwa von dieſen verſchleierten Geheimniſſen zu ſehen bekam, war allerdings derart, daß mir das verſchleierte Rätſel lieber war als des Rätſels Löſung. Die Beduinenweiber, die ich geſehen habe, waren alle ſehr klein und jämmerlich mager. Ihnen iſt die Arbeit überlaſſen, den Mädchen insbeſondere das Hüten der Herde, eine Sitte, die wir ſchon im alten Teſtament antreffen. Labans und Jethros Töchter müſſen wohl nicht nur deshalb die Herde hüten, weil ſie keine Brüder hatten, ſondern weil es allgemein Landesſitte war. Ein Beduinenjunge fühlt ſich ſchon in früher Jugend viel zu ſehr als Herr der Schöpfung, als daß er dies Geſchäft ſeiner Schweſter abnehmen würde, wenn er eine ſolche beſitzt.

Während des Tages unterhielt ich mich nur wenig mit meinen Beduinen; wir wurden erſt geſprächig, wenn wir mittags oder abends am Lagerfeuer ſaßen. Ich hatte aber oft meine Freude an den ſehnigen Geſellen, die ſo braun und verwittert ausſahen, als wären ſie aus den Granit-

und Porphyrfelſen gehauen worden, die ihre Heimat bedeuten. Mein Schech war eine ehrwürdige Geſtalt, trotzdem ſeine Kleidung ſehr ärmlich ausſah. Ueber ſeinem Hemde trug er wie alle andern den Abba, einen braunen Mantel aus Kamelshaar. Ueber ſeiner Schulter hing ſein Schwert, auf das er ſehr ſtolz war. An einem andern Riemen trug er ſein ganzes Mobiliar, wozu vor allen Dingen die Pfeife gehört; ferner ein Meſſer, ein Eiſenſtück, um die Pfeife zu reinigen und um am Feuerſtein Funken zu ſchlagen, einen Tuchzipfel, in dem ſich Tabak befindet, und eine Kapſel mit Munition für die lange Flinte, die er auf dem Rücken trug und mit der er ſchon eine große Anzahl von Steinböcken geſchoſſen haben wollte. Auf ſeinem Haupte trug er den Turban, mit einem langen, einſt weiß geweſenen Tuchſtreifen umwunden. Ob darunter auch Haare auf dem Kopfe wachſen, kann ich nicht ſagen, da ich nie einen Beduinenſchädel ohne dieſe Zierde geſehen habe. Gewöhnlich geht der Beduine barfuß; auf ſteinigem Terrain bindet er auch ſelbſtverfertigte Sandalen unter ſeine Füße.

Wenn wir ſtundenlang ſchweigend dahingeritten waren, ſtimmte oft einer der Beduinen eine Melodie an, ein Lied ohne Worte, das nur in der ſteten Wiederholung eines einzigen, unendlich eintönigen Motivs voll unſäglicher Schwermut beſtand. Aber wenn ich glaubte, daß dem Manne in ſeiner Verzweiflung gewiß faſt das Herz breche, drehte er ſich um und fragte freundlich grinſend: „Iſt das nicht ſchön, Chawadja?“

Anfangs bedrückte mich die starrende Einsamkeit und die grenzenlose Oede trotz ihrer großartigen Formen. Es war mir, als ob in dieser glühenden Einöde Leib und Seele verschmachten müßten. Denn Wald und Flur, Flüsse und Seen sprechen doch eine für das Gemüt verständlichere Sprache als die Wüste, und es dauerte einige Zeit, bis auch diese Landschaft für mich ihre Sprache gewann und ich die Obertöne heraushörte, die ihr eine besondere Stimmung und Klangfarbe verleihen. Je tiefer ich aber in die Wüste eindrang, um so mehr erwachte mir ihr eigentümliches Leben, um so mehr atmete ich Patriarchenluft, nach des Dichters Worten:

Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!

Mit jedem Tage wurde mir die Wüste lieber, der Sinn freier, so daß ich immer häufiger die Melodie jener herausfordernden Worte aus dem west-östlichen Divan vor mich hinsummte:

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne!

Bis jetzt hatte ich keinen Ueberblick über die Thäler gewonnen. Wir ritten immer in der Tiefe des Wadi; rechts und links steigen die Felswände empor, bei deren Anblick einem Geologen das Herz im Leibe lachen müßte, so unverhüllt und scharf tritt der geologische Aufbau der Landschaft

zu Tage, ſo daß die Schichtung und Struktur offen daliegt. Manchmal ſcheint es, als ob von gewaltiger Hand ein Berg auf den andern getürmt worden ſei; der untere Teil beſitzt vielleicht die hellere Farbe des gewöhnlichen Granits, während der obere eine ſtark braunrötliche Färbung zeigt. An manchen Stellen läuft wie eine ungeheure Strieme eine rote Geſteinsader den Berg hinauf. Alle die zum Teil recht anſehnlichen Berge, die das Wadi es-Sele einſchließen, haben mit Ausnahme des Umm Schomar keine beſondern Namen; wenn ich wenigſtens nach dem Namen fragte, ſo bekam ich immer wieder die ſtereotype Antwort: Djebel es-Sele. Es kommt allerdings häufig vor, daß die Thäler die Namen der Berge tragen, von welchen ſie ausgehen, und wohl auch umgekehrt; andererſeits aber machen es die Beduinen wohl auch wie jener Kapitän, der auf der Fahrt durch das Rote Meer den ihn mit Fragen beſtürmenden Paſſagieren irgend einen Berg der Landſchaft als den Sinai vorſtellte, nur um Ruhe zu haben. So konnte es auch vorkommen, daß ich auf meine Fragen nach dem Grund irgend einer Sitte oder Handlung von den Beduinen die alles löſende Antwort bekam: alaschan kidä, warum? darum!

Als ich am dritten Tage den erſten Blick auf den Djebel Mûſa, den heiligen Berg gewann, da ging es mir wie allen Wallfahrern der Welt: Ich hätte mich am liebſten zu Boden geworfen und vor dem einzigartigen Bilde gebeugt. Inbrünſtiger beten in ſolchem Augenblick die Pilger ihr Paternoſter und laſſen die Roſenkranzkugeln fleißiger durch

die Finger rinnen; ich konnte durch keinen Mechanismus der Lippen oder der Hände meiner Erregung Ausdruck verschaffen. Ich wallfahrtete nicht zur heiligen Katharina, nicht zu Mose und zu Elia — und doch war, was ich empfand, ein Geisteshauch alter heiliger Zeit, der zum Gebete stimmte.

Von der Höhe des Passes herab, der in das Wadi Sebaijeh hinüberführt, sieht man den Djebel Mûsa, den Berg, der drei Religionen heilig ist, in majestätischem Aufbau sich über die vielen Felszacken um ihn her erheben. Schon lange vorher hatte die Aussicht verraten, daß das Gebirge hier allmälig zu höherer Erhebung drängte. Jeder Berg, der während des Reitens in den Gesichtskreis trat, wurde ungeduldig daraufhin angesehen, ob er der Sinai sein könnte. Jetzt wußte ich, daß es kein anderer sein konnte als jener majestätische Berg, der in gewaltigem Absturz in die Sebaijeh steil abfällt und dessen Kuppe zwei Kapellen

Der Djebel Mûsa von der Sebaijeh aus gesehen.

krönen. In der Ferne reiht ſich unabſehbar Felszug an Felszug.

Raſch durchritten wir das Wadi Sebaijeh, das von vielen Felsblöcken überſäet iſt und in ſeinem untern Teile eine Quelle beſitzt. Abgeſehen vom Djebel Katherîn ſieht man von hier aus die Spitze des Berges am beſten, und infolge des furchtbaren Abſturzes imponiert der Berg von dieſer Seite her wohl am meiſten.

Quer vor das Wadi Sebaijeh vorgelagert iſt der kleine Djebel Munedja, der das eigentliche Kloſterthal abſchließt. Ein kleiner Paß führt aus dem Wadi Sebaijeh über den Djebel Munedja nach dem Wadi ed-Dêr, dem Kloſterthal. Schnell erkletterte ich den Djebel Munedja, der einen überraſchenden Ausblick in das Kloſterthal gewährt. Das iſt ein Bild, das niemand ſo leicht vergeſſen wird. Auf der linken Seite ſteigt der Djebel Mûſa in ſenkrechter Felswand empor, die von vielen Schluchten zerriſſen iſt; auf der rechten Seite, ihm direkt gegenüber, erhebt ſich der Djebel es-Salîb, der Kreuzberg, deſſen Spitze wie die des Djebel Munedja mit einem Kreuze geziert iſt. Dieſe beiden gewaltigen Gebirgszüge laſſen das Thal nur nach Oſten offen, wo es in die große Ebene er-Raha ausmündet, die wiederum von größern und kleinern Bergen eingeſäumt wird. Inmitten des Thales liegt das Kloſter mit dem Kloſtergarten, anmutig und friedlich wie ein ſchlafendes Kindlein in ungeheurer Felſenwiege. Wären die feſtungsartigen Mauern auf einer Ebene, ſo würden ſie einen ſtattlichen Anblick

gewähren; so aber scheinen sie wie ein winziges Kinderbauwerk neben den riesigen Felsmauern, die sie zu beiden Seiten überragen.

Das Wadi ed-Dêr mit dem Kloster. Im Hintergrund die Ebene er-Raha.

Wenn das Kloster nach Justinians Befehl eine Festung und ein Zufluchtsort für die bedrohten Mönche sein sollte, so begreifen wir des Kaisers Unwillen über seinen Baumeister, der diesen Platz ausgewählt hatte. Das Kloster

kann nämlich von beiden Seiten bequem mit Geſchoſſen überſchüttet werden. Der Baumeiſter, der nach Prokop den Bau mit dem Tode büßen mußte, iſt daher offenbar nach andern Gründen verfahren als nach rein ſtrategiſchen.

Als wir am Kloſter angekommen waren, machten wir Lärm an dem großen, eiſenbeſchlagenen Hofthor. Aber es dauerte lange, bis wir erhört wurden, und ich hatte Zeit genug, mir die Annehmlichkeiten des frühern Eintritts ins Kloſter zu überlegen, als man noch in einem Korbe zu dem Mauervorſprung hinaufgezogen wurde und die Gaſtgeber ſo Gelegenheit hatten, den Eindringling zu prüfen. Endlich knarrte das Thor auf; im Hofe ſtand, mit einer verblichenen Kutte angethan, ein gebücktes Männchen, dem ich es nicht anſehen konnte, daß er der Oekonom des Kloſters und ſomit eine gewichtige Perſönlichkeit war. Ich gab meinen Empfehlungsbrief ab, wobei ich allerdings dem Mönche nicht zutraute, daß er ihn leſen könnte. Aber er machte ſich doch langſam an dies Geſchäft und las den Brief ſchweigend zu Ende. Alle weitern Formalitäten wurden aber abgeſchnitten, als meine beiden Freunde Glaue und Knopf aus dem Kloſter traten und mich in Empfang nahmen. Sie hatten ſchon längere Zeit im Kloſter in angeſtrengter Bibliothekarbeit verbracht, an der ich für den Reſt des Aufenthaltes teilnehmen ſollte.

Der Aufenthalt im Kloſter.

Das Innere des Kloſters. — Aberglaube der Beduinen über das Kloſter. — Die Kirche. — Die Moſchee. — Die Mönchs- und Pilgerwohnungen. — Die Bibliothek. — Der Codex Sinaiticus und der Codex Syrſin. — Die Mönche. — Die Kloſterregeln. — Der Kloſtergarten und die Krypta. — Unſere Arbeit und unſere Muße. — Der alte Muſa.

Das Kloſter iſt ein Komplex von verſchiedenen Gebäulichkeiten, die durch eine hohe viereckige Mauer eingeſchloſſen werden. An der Weſtſeite der Mauer befindet ſich ein großes vermauertes Thor, durch welches jeweils der neue Erzbiſchof einziehen ſoll. Dieſer Einzug iſt aber mit großen Abgaben an die Beduinen verbunden, ſodaß auch der Erzbiſchof lieber durch das kleine, mit Eiſen beſchlagene, niedere Pförtchen einzieht, das ſich daneben befindet.

Durch einen dunkeln, niedern Gang gelangt man in das Innere des Kloſters. Es iſt ſehr unregelmäßig gebaut und verrät dadurch ſeine allmälige Entſtehung. Die meiſten Gebäude lehnen ſich an die Kloſtermauern an. In der Mitte befinden ſich die Kirche, die Moſchee, die Bibliothek und die Priorswohnung. Enge Gäßchen zerteilen das Labyrinth von größern und kleinern Gebäulichkeiten in viele Abſchnitte. Ich glaube kaum, daß außer der Kirche und

Das Kloſter vom Djebel Mûsa aus geſehen.

Mauerfundamenten etwas in die Zeit der Gründung des Kloſters, ins ſechſte Jahrhundert zurückreiche. Ein Teil der Mönchswohnungen ſcheint ſogar vor nicht allzu langer Zeit gebaut worden zu ſein. Die Wahl des Ortes verblüfft den, der an den Zweck der Errichtung einer ſchützenden Feſtung für die unbewehrten Mönche denkt. Wenn man auf der Zinne ſteht, ſo ſind die Felswände der Berge rechts und links faſt zum Greifen nah. Ein Bombardement mit heiligen Steinen, die draußen reichlich umher liegen, iſt gar nichts Unmögliches, geſchweige denn mit wohlgezielten Flintenſchüſſen. Doch muß es das Kloſter verſtanden haben, ſich bei den Beduinen in Reſpekt zu ſetzen. Der Aberglaube der Wüſtenſöhne kam dieſem Beſtreben zu Hülfe. Nach ihrer unverbrüchlichen Ueberzeugung, die jedenfalls von den Mönchen ſehr gepflegt wurde, verſtehen die Mönche das Wettermachen; jedenfalls haben ſie Gewalt über den Regen. Sie brauchen nur ein beſtimmtes unzugängliches Fenſterchen zu ſchließen, ſo kommen die armen Beduinen um ihren Regen. Auch gegen allfällige Schatzgräbergelüſte der Beduinen, die ſtets rege ſind, iſt das Kloſter durch ähnlichen Aberglauben gefeit; ſo mochte es kommen, daß die wenig ſchützenden Mauern doch einen nicht zu überſchreitenden Zauberkreis um die Mönche zogen. Da aber der Erbauer nicht mit ſolchen Möglichkeiten rechnen konnte, ſo wird entweder die gute Quelle, die ſich innerhalb der Kloſtermauern befindet, oder die bereits anerkannte Heiligkeit des Ortes oder beides zuſammen die Wahl dieſes Ortes beſtimmt haben.

Ungefähr in der Mitte des Kloſtergebietes ſteht die Kirche. Sie liegt verhältnismäßig ſehr tief, ſo daß ſie abgeſehen vom Turm kaum über das Niveau der gewöhnlichen Dächer hinaufragt. Sie iſt eine dreiſchiffige Baſilika, an welche ſich ſowohl an der Längsſeite als auch an der Breitſeite verſchiedene Kapellen anſchließen. Vor dem Eingang befindet ſich eine ſchmale Vorhalle, der Narthex der alten Baſilika. Die Thüre aus Holz iſt ſehr alt und reich ornamentiert. Das Innere macht trotz der ſchönen Verhältniſſe einen verwirrenden Eindruck. Unzählige koſtbare Lampen, die tief von der Decke herabhängen, zerſchneiden das Bild in viele Teile und laſſen keinen Geſamteindruck aufkommen. Dazu kommt noch, daß der Raum überladen iſt mit allerlei Weihgeſchenken und zerſtreuendem Zierrat. Dem byzantiniſchen Geſchmack iſt die Harmonie der Verhältniſſe, die Schönheit der Einfachheit nicht genug; er ſetzt noch irgend einen Aufputz hinzu, der die urſprüngliche Wirkung wieder zerſtört. So ſind z. B. auch die ſchönen Granitſäulen, die die Decke tragen, mit Stuck beworfen und grün bemalt worden. Sie ſind verhältnismäßig ſehr niedrig und tragen eine hohe Mauer, auf der die Decke ruht. Dieſe iſt flach, bunt bemalt und jedenfalls neuern Datums. Die Kapitelle der Säulen ſind nicht ſehr fein ausgeführt und erinnern an plumpe korinthiſche Kapitelle, wie man ſie in manchen Moſcheen in Kairo findet, z. B. in el 'Amr, wo eine bunte Muſterſammlung aller möglichen Kapitelle angetroffen wird. Es mag in Aegypten wohl Jahrhunderte gegeben haben, die

keine einzige Säule mehr selbst zu stande brachten, sondern ihren Bedarf aus den großen Schätzen der Antike bezogen. Die Seitenschiffe sind sehr niedrig und erhalten Licht durch kleine byzantinische Fenster. An einer Säule des Mittelschiffs ist eine marmorne Kanzel angebracht. An einer andern steht der Bischofsstuhl mit dem Bilde des brennenden Busches, in welchem Maria mit dem Kinde sitzt — ein der orientalischen Kirche geläufiges Symbol der Jungfräulichkeit Mariä. Geschnitzte Chorstühle zu beiden Seiten laden ein, in der dämmerigen Stille eine sinnende halbe Stunde zu verbringen.

Der Chor ist erhöht. Ueber der Apsis befindet sich das bedeutendste Kunstwerk der Kirche, ein herrliches Mosaikgemälde, das die Verklärung Christi darstellt. In monumentaler Ruhe schaut das Bild, dem jedes zerstreuende Detail fehlt, auf den Beschauer herab. Es gibt in der ganzen Kirche nichts, was so sehr in die altchristliche Zeit zurückversetzte wie dieses Kunstwerk. Oft ungelenk und steif drückt diese älteste christliche Kunst im großen Styl das, was sie sagen will, nicht aus durch das nuancierte Spiel der Geberden oder durch lebendige Bewegung; sie charakterisiert die Thatsachen oder Persönlichkeiten der heiligen Geschichte, die für den Gottesdienst wichtig sind, oft nur durch leise andeutende Gesten oder durch bedeutsame Gruppierung. Der Künstler, einer vollständigen Beherrschung der Formen noch nicht fähig, läßt den geistigen Gehalt einer Persönlichkeit durch sich selbst wirken, ohne ihn durch die Art der

Darſtellung dem Beſchauer eingehend zu interpretieren. Die Phantaſie ſoll ſich desſelben bemächtigen, und das Bild wirkt deshalb um ſo gewaltiger, je reger jene ſchalten kann. Gerade weil wir das große, heilige Wollen in dem noch ungelenken Können der Muſikkunſt wenigſtens der alten Zeit ahnen, wirkt ein ſolches Kunſtwerk in ſeiner Ruhe und Einfachheit des Ausdrucks um ſo eindringlicher auf den Beſchauer.

In der Mitte des Bildes ſteht der jugendliche Chriſtus, noch ohne Bart. Um ihn herum die heiligen Sinaigeſtalten des alten Bundes, Moſe und Elia. Am Boden liegend oder knieend Jeſu Lieblingsjünger, ganz überwältigt von der Herrlichkeit der Verklärung ihres Meiſters. Um die Apſis herum zieht ſich ein Band von Bruſtbildern, unter denen die zugehörigen Namen ſtehen; es ſind Propheten, Apoſtel und Heilige. Ueber der Apſis iſt Moſe vor dem brennenden Buſche und mit den Geſetztafeln. Darunter ſind zwei Rundbilder, die bald als Jeſus und Maria, bald als Moſe und die heilige Katharina, von den Mönchen dagegen als Juſtinianus und Theodora gedeutet werden.

Welche Inſpiration muß der Künſtler erfahren haben, der in ſolcher Landſchaft ſolche Dinge malen durfte!

Das Allerheiligſte der Kirche iſt die Kapelle zum brennenden Buſch unterhalb des Chores. Sie darf nur mit ausgezogenen Schuhen betreten werden zur Erinnerung an das Gebot: Ziehe deine Schuhe aus, hier iſt heiliger Boden. Da wo der brennende Buſch geſtanden haben ſoll, ſteht nun

ein Altar, über dem drei silberne Lampen hängen. Ein Fensterchen, das nur einmal im Jahr von einem direkten Sonnenstrahl gefunden werden soll, läßt gerade so viel Licht ein, um mit dem rötlichen Licht der Lampen eine mysteriöse Dämmerung zu erzeugen.

Neben der Kirche liegt eine halbzerfallene Moschee mit einem Minaret, auf das sich ein Gebetsrufer nur in selbstmörderischer Absicht wagen dürfte. Der Verfall dieser Moschee wird von niemand aufgehalten. Die Mönche haben nicht mehr wie früher ein Interesse an ihrer Erhaltung, um nicht den Angriffen muslimischer Gewalthaber ausgesetzt zu sein, und die Beduinen lassen so wie so alles zerfallen, was zerfallen kann. Der Wächter der Moschee, ein Steinbock, von dem die frühern Reisenden erzählten, hat den Hof derselben verlassen, jedenfalls aus Furcht vor dem Einsturz. Er muß in die Berge gegangen sein oder ist vielleicht von einigen fleischlüsternen Brüdern aufgezehrt worden; dann aber sicher in jenem kleinen Stall im Garten, wohin, wenn man klösterlichen Lästerzungen glauben darf, einige der laxern Brüder manchmal zu dem verbotenen Fleischgenusse schlichen. Im Kloster selbst ist Fleischgenuß untersagt. Das muslimische Gotteshaus inmitten dieses christlichen Heiligtums nimmt sich sehr merkwürdig aus und läßt sich nur erklären als eine Art Kompromiß mit muslimischen Gewalthabern, die dem Kloster schaden konnten.

Die Mönchswohnungen bieten nichts Bemerkenswertes. Der innern Seite der Umfassungsmauer entlang läuft ein

ſchmaler Gang, wo die Mönche abends luſtwandeln. Er mündet auf eine freie Terraſſe, von der man einen hübſchen Ueberblick über das Innere des Kloſters und das Kloſterthal genießt. Dort befindet ſich auch die Artillerie des Kloſters, verſchiedene kleine Kanonen und Piſtolen, die verſuchen, furchterregend zu den engen Schießſcharten hinauszuſchauen. Niemand weiß, ob ſie jemals gegen Feinde des Kloſters in Aktion geſetzt wurden; ich fürchte ſehr, daß ſie gegenwärtig niemand bedienen könnte und daß der Schütze gefährdeter wäre als der Bedrohte.

Dicht daneben befinden ſich die Zimmer für die Pilger, die von Zeit zu Zeit einen Hauch von tiefer Frömmigkeit in das Kloſter bringen. Sie bleiben gewöhnlich acht Tage lang im Kloſter, wenn ſie durch Ungeziefer nicht ſchon vorher vertrieben werden. Einige dieſer Zimmer ſind für Reiſende hergerichtet und ſehen ganz wohnlich aus.

Große Wandlungen hat die Bibliothek erfahren. Dieſe iſt nicht mehr wie zu Tiſchendorfs Zeiten in alten Körben und dunklen Löchern untergebracht, ſondern in mehreren hellen und geräumigen Zimmern mit ordentlichen Büchergeſtellen und Schreibtiſchen. Ich weiß nicht zu ſagen, wer an dieſer löblichen Aenderung ſchuld iſt; jedenfalls auch der jetzige Bibliothekar, ein ſtiller jüngerer Mann, der merklich aus dem Meer von Schmutz und Unwiſſenheit um ihn her aufragt. Es giebt jetzt in der Bibliothek nur noch vereinzelte Bücher, die nicht katalogiſiert und numeriert ſind. Der letzte Reſt der arabiſchen und aramäiſchen Handſchriften

wurde von den zwei bekannten englischen Damen Mrs. Lewis und Gibson in mehrmaligem Aufenthalt katalogisiert und durchgesehen, wobei mehrere für die Wissenschaft höchst wertvolle Entdeckungen gemacht wurden. Ob gründlichere Nachsuchungen in alten, verlassenen Gängen und Löchern noch mehr Schätze zu Tage fördern würden, ist mir zweifelhaft, da allmälig sogar hier eine Ahnung vom Wert dieser Schätze und der Notwendigkeit, sie in Ordnung zu halten, aufgedämmert ist — eine Erkenntnis, die in manchen koptischen Klöstern, z. B. denen in der libyschen Wüste, noch nicht vorhanden ist. Dort im Kloster Syrian z. B. lagen die Bücher wild durcheinander in einer Rumpelkammer. Diese Geringschätzung ist aber merkwürdigerweise doch mit einem großen Mißtrauen gegen Fremde verbunden; denn als ich in einem koptischen Kloster ein Gemach des Klosterturmes untersuchen wollte, wo ich weitere Schätze vermutete, konnten die schlauen Kopten in kaum verstellter Absichtlichkeit den Schlüssel nicht finden.

Die Zahl der Handschriften in der Sinaibibliothek ist sehr groß; es sind hauptsächlich griechische, aramäische und arabische Codices. Wie viele fleißige Hände haben daran gearbeitet! Aber jedenfalls in einer Zeit, wo Gelehrsamkeit und Interesse noch nicht fossil geworden waren wie heute. Man kann sich die jetzigen Mönche nicht in stiller Klause bei heiliger Bücherarbeit sitzend denken, während der Bestand der Bibliothek eine ungeheuer fleißige Arbeit der frühern Mönche voraussetzt; denn wenn auch viele der Manuskripte

nach dem Kloſter gebracht ſein mögen, ſo iſt doch anzunehmen, daß eine große Zahl derſelben im Kloſter geſchrieben worden iſt. Da das Kloſter griechiſch-orthodoxer Konfeſſion iſt und das Griechiſche wohl immer die eigentliche Kloſterſprache bildete, iſt es immerhin auffallend, daß ſich ſo viele aramäiſche und arabiſche Handſchriften vorfinden. Wenn ſich die Exiſtenz ſlaviſcher und georgiſcher Schriften erklären mag dadurch, daß, wie noch heute, Leute aus allen Teilen der Balkaninſel und Kleinaſiens Mönche des Sinaikloſters wurden, ſo liegt der Schluß nahe, daß früher auch ſyriſch und arabiſch ſprechende Chriſten Bewohner des Kloſters waren, was heute natürlich nicht mehr der Fall iſt. Die wenigen Mönche im Kloſter, die arabiſch ſprechen, ſprechen es ſo ſchlecht, daß ich mich wunderte, wie die Beduinen ſie verſtehen; jedenfalls können ſie nicht mehr arabiſch leſen oder ſchreiben. Die große Anzahl arabiſcher Handſchriften, hauptſächlich aus Evangelien beſtehend, erinnert daran, was für ein blühendes, für uns vielfach ſo wenig bekanntes Chriſtentum auf der arabiſchen Halbinſel und überhaupt in arabiſchem Sprachgebiet geherrſcht haben muß. Das iſt vollſtändig durch die Sturmflut des Islam weggeſpült worden, und das einzige, was als Zeichen dieſes religiöſen Lebens unzerſtörbar übrig geblieben iſt, iſt Gottes Wort in arabiſcher Sprache. Selbſtverſtändlich erreichte die Brandung jener religiöſen Hochflut auch das Kloſter. Es mögen keine leichten Tage für dasſelbe geweſen ſein, als neue Beduinenſtämme, fanatiſch für die eben erſt angenommene neue Religion kämpfend, auch in die Sinai-

halbinsel eindrangen und sich darin festsetzten. Wohl waren die Christen der Halbinsel schon längst an Ueberfälle der Sarazenen gewöhnt; aber diese waren heidnische Räuber, die nicht an religiöse Propaganda dachten. Jetzt kamen Missionare, die mit dem Schwert und der Gewalt missionierten. Das Kloster war durch seine Mauern, seine Heiligkeit und bald auch durch seine Verträge geschützt, nicht aber die christlichen Bergbewohner, die heutigen Djebelije, die dem Kloster untergeben waren. Das Kloster konnte es nicht hindern, daß sie bald ebenso gute Muslimen wurden wie die neu herübergekommenen Beduinenstämme. Dagegen half keine Bibliotheksarbeit; Disputationen wie in Syrien, die außerdem nichts ausrichteten, waren unmöglich einem Volke der Wüste gegenüber, das sozusagen keine andere Kultur besaß als seine Religion.

Man weilt mit stiller Ehrfurcht unter diesen Büchern, unter denen ein Codex Sinaiticus und der sogenannte Codex Syrsin gefunden wurde. Die Geschichte der Auffindung des erstern liest sich wie eine Odyssee. Die Mönche reden jetzt noch von jenem Schatze, der gegenwärtig zum Teil in St. Petersburg und zum Teil in Leipzig aufbewahrt wird. Auf jeden Fall ist den Mönchen zuviel dafür geschenkt worden. Dadurch stieg in ihren Augen der Wert der Bibliothek, auch ganz unbedeutender Bücher, ins Maßlose. Es wird daher ganz unmöglich sein, der Zukunft die Benutzung der Bibliothek zu erleichtern durch ihre eventuelle Ueberführung nach der Filiale des Klosters in Kairo. Die Auffindung des Codex

Sinaiticus iſt meines Wiſſens die erſte Entdeckung der Schätze der Sinaibibliothek geweſen; durch ſie wurde der weitere Ruin der Bibliothek aufgehalten, indem nun ſowohl das gelehrte Abendland aufmerkſamer nachforſchte, als auch im Kloſter ſelbſt die Aufmerkſamkeit erweckt wurde in Geſtalt von Gewinnſucht, die in den alten Büchern wertvolle Kapitalien erblickte. In der That repräſentieren die vielen Manuſkripte für das Kloſter ein Depoſitum von wertvollen Obligationen, Aktien und Pfandſcheinen, die eine occidentaliſche Bibliothek gerne bei hohem Kurs einlöſen würde. Einen wiſſenſchaftlichen Wert beſitzt die Bibliothek nicht für die Mönche, da ſie keiner zu benützen verſteht. Der Bibliothekar, der jetzt gute Ordnung hält in der Bibliothek, ſcheint zwar das Numerieren, Zettelaufkleben und Seitenzählen für eine ſehr wiſſenſchaftliche Arbeit zu halten. Mit dem Geldwert der Bibliothek iſt auch ihr Heiligkeitswert geſtiegen; das Kloſter müßte daher jedenfalls in arger Geldverlegenheit ſein, um weitere Manuſkripte zu verkaufen; denn die Mönche wiſſen, daß ihre Bücher auf fremde Reiſende eine viel größere Anziehungskraft ausüben als ihre eigene Heiligkeit und die Mauern des Kloſters. Auch die Heiligkeit eines Kloſters richtet ſich nach Angebot und Nachfrage, nach der Frequenz des Beſuches. Und dieſe hat in den letzten Dezennien ſehr gelitten gegen früher, wo noch römiſche Katholiken, Muslimen oder gar Juden zu der heiligen Stätte wallfahrteten. Dagegen wird das Kloſter wieder häufiger beſucht, ſeitdem der Fremdenſtrom ſich mehr nach Aegypten lenkt und der Reiſende,

müde der Eisenbahnfahrten und Schiffstouren, eine Wüstenreise zu Kamel für einen raffinierten Reisegenuß hält.

Das wertvollste Schaustück der Bibliothek ist gegenwärtig der sogenannte Codex Syrsin, die älteste syrische Bibelübersetzung, die wahrscheinlich auf einen griechischen Text des zweiten Jahrhunderts zurückgeht, während die ältesten uns bekannten griechischen Bibelhandschriften, der Sinaiticus, Vaticanus ꝛc., im besten Falle aus dem vierten und fünften Jahrhundert stammen. Abgesehen von dem Wert der Uebersetzung für die Rekonstruktion des griechischen Textes hat eine syrische Uebersetzung, zumal wenn sie älter ist als die uns schon bekannte der Peschittho, für uns besondere Bedeutung, weil sie die Worte des Herrn in der Sprache wiedergibt, in der sie gesprochen wurden. Manche Ausdrücke erhalten so eine schwächere oder stärkere Färbung, als sie das Griechische geben konnte, oder führen einen Nebenwert mit sich, der dem Griechischen entging. Leider ist der Codex sehr lückenhaft und beschädigt. Was erhalten ist, ist von Merx deutsch herausgegeben und mit einer Einleitung versehen worden, nachdem die beiden Damen Lewis und Gibson den wertvollen Fund syrisch herausgegeben hatten. Sie haben der Bibliothek auch einen wertvollen Mahagonischrank gestiftet, in dem der unscheinbare Codex nun endlich einen seiner würdigen Aufenthaltsort gefunden hat. Hunderte von Jahren hat er vielleicht in einem vergessenen Korbe neben wertlosem Material, wovon es auf dem Sinai auch noch genug gibt, gelegen. Es ist ein Palimpsest, d. h. die ursprünglichen

Schriftzüge ſind von den Mönchen weggekratzt worden, um Pergament für neue Schriften zu gewinnen und ſo eine Erſparnis an Schreibmaterial zu machen. Wenn man ſieht, wie ſchwach und verwaſchen jene alten Züge unter den ſpäter darüber geſchriebenen arabiſchen Schriftzügen hervorſchauen, ſo erfüllt uns die Geduld und Sorgfalt, mit der die Entdecker Blatt um Blatt entzifferten, oft, wie ſie ſelber erzählen, an einem einzigen Worte herumſtudierten, mit hoher Bewunderung.

Dieſer Codex Syrſin brachte mich beinahe in den Verdacht, der Bibliothek eines ſeiner wertvollen Blätter entführt zu haben. Als mir eines Abends kurz vor Bibliothekſchluß der Bibliothekar ein ſehr altes ſyriſches Palimpſeſt zeigte, das noch nicht katalogiſiert war — es ſtellte ſich nachher leider als ein Peſchitthotext heraus — und ich mir für kurze Zeit zur Vergleichung der Schriftzüge den Syrſin geben ließ, fehlte ihm nachher beim Blätterabzählen eines der numerierten Blätter. Trotzdem wir alles unterſuchten, war das koſtbare einzelne Blatt nicht aufzufinden; leider hatte ich beim Empfang der loſen Blätter verſäumt, durch Vorzählen zu konſtatieren, ob es überhaupt vorhanden geweſen war. Es blieb nichts anderes übrig, als die Sache dem Skeuophylax, dem Prior, anzuzeigen. Nach wenigen Minuten kam der Bibliothekar freudeſtrahlend zurück mit der Botſchaft, daß das Blatt beim Prior liege, weil es ſchadhaft ſei. Dieſer erlöſenden Nachricht folgte aber auf dem Fuße ein Dementi, wonach das aufbewahrte Blatt nicht das fehlende war.

Dieses Vorkommnis benutzte nun die edle Gesellschaft, um einmal einen Einblick zu thun in unser Zelt und seinen Inhalt. Während wir höhnend und scheinbar entrüstet, innerlich aber ob der merkwürdigen Scene lachend daneben standen, wendeten die würdigen Väter unsere Matratzen um, schauten in unsere Proviantkiste, wühlten in unsern Heften und Büchern, um sich endlich zu vergewissern, daß das Blatt nicht in unserm Besitze sei. Nachdem sich der Bibliothekar höflichst entschuldigt hatte, zog er wieder ab mit der Schar der zerlumpten Brüder, die sich bei dieser Aktion höchst wichtig vorkamen. Wir hatten nun einmal das Blatt nicht gestohlen, hätten auch wahrscheinlich bei allfälliger Neigung unser handgreifliches Interesse nicht auf ein einzelnes Blatt beschränkt. Entweder hatte einer der Mönche das Blatt selbst gestohlen, oder das Intermezzo war arrangiert worden, um für uns als Chikane und für die Brüder als Schauspiel in der öden Leere ihres Daseins zu dienen, oder aber es sollte diese Haussuchung den Argwohn der Mönche beschwichtigen, daß wir vielleicht andere Schätze der Bibliothek bei uns versteckt hielten. Dieser Argwohn begleitet jeden Fremden, der nicht etwa wie die russischen Pilger von vorne herein seine Stupidität zur Schau trägt. Wir hörten nachher, daß man frühern Besuchern und Besucherinnen nach ihrer Abreise nachgesetzt haben soll, um solche vermißte papierene Hausgötter wieder zu erlangen. Die Verfolgung soll aber wie die des Laban resultatlos geblieben sein. Sicher ist, daß dem Kloster schon viel entwendet wurde, wie denn

überhaupt vieles in den Schauläden der Antiquitäten- und Manuſkriptenhändler in Kairo auf dunkeln Pfaden hergewandert iſt. Solange aber durch die grenzenloſe Unordnung die Manuſkripte in Gefahr waren, der Wiſſenſchaft überhaupt verloren zu gehen — wurden ſie doch ſchon als Feuerungsmaterial benutzt! — wird der ethiſche Konflikt die Betreffenden nicht allzuſehr bedrängt haben.

Die Hüter dieſer Schätze ſind etwa dreißig Mönche, die ſich offenbar in eine Ariſtokratie und eine Plebs teilen. Die erſtere unterſcheidet ſich ſchon durch eine etwas reinlichere und ſorgfältigere Kleidung von der gewöhnlichen Brüderſchaft; zu ihr gehört in erſter Linie der Skeuophylax, der die Stelle eines Priors einnimmt, ein ſchöner, freundlicher Mann; dann der Oekonom, der für das Leibliche der Brüder zu ſorgen hat und von deſſen Härte und Geiz die niedern Brüder viel zu erzählen wiſſen; außerdem darf ſich auch der Bibliothekar ſeiner verhältnismäßigen Bildung wegen zu dieſen Oberſten des frommen Volkes rechnen. Allerdings in einem Punkte reicht er bei weitem nicht an ſeine beiden Vorgeſetzten heran; wenn man nämlich der Mediſance einiger Brüder trauen darf, ſo ſind jene beiden reiche Leute, die mehrere Tauſend Pfund auf der Bank liegen haben und eifrig bemüht ſein ſollen, dieſe Summe zu äufnen. Inwiefern dieſe Läſterkunde mit dem Sachverhalt und den Kloſterregeln ſtimmen konnte, war uns natürlich unmöglich zu erfahren. Eines konnten wir dieſer Erzählung mit Sicherheit entnehmen, daß nämlich zwiſchen der Ariſtokratie und der Plebs

ein empfindlicher Gegensatz besteht. Schon im Aeußern; diese niedern Brüder sehen alle aus wie Malertypen für den verlornen Sohn, was Zerlumptheit, Schmutz und Verwahrlosung anbetrifft. Ich weiß nicht, ob diese Eigenschaften vielleicht nicht als besonders verdienstvolle Askese auch noch zu den Klostergelübden gehören. Mein Reinlichkeitsgefühl empört sich jetzt noch, wenn ich an den ersten Abend denke, an welchem einer der Mönche mir entgegenkam, näher, immer näher, bis er mich schließlich in seine Arme erwischte und seine Lippen aus dem Urwald seines wilden Bartwuchses heraus mir einen brüderlichen Kuß auf die Wangen pflanzten. Meine Freunde schauten mit innerer Genugthuung diesem Zärtlichkeitsanfall zu, für den mir das Verständnis abging. In den abgestumpften Gesichtern ist keine Spur von Andacht, von Frömmigkeit, von Geistigkeit zu lesen, wie man sie doch etwa in abendländischen Klöstern finden mag. Viele der Mönche sollen hieher gekommen sein, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Das Kloster ist in der That ein Strafkloster, wie z. B. auch Mar Saba in der Wüste Juda, und manche böse That, vielleicht nicht nur gegen die Klostergelübde, muß in dieser Weltabgeschiedenheit gebüßt werden. Viele sind dem Trunk ergeben, welcher Leidenschaft das Kloster durch eine eigene Arakbrennerei Vorschub leistet. Der Gärtner, der uns etwa einiges in die Küche brachte, hätte für ein Glas Whisky das ganze Kloster verkauft oder alle seine Geheimnisse verraten.

Die Klosterregeln sind sehr streng, das Essen erbärmlich;

Fleischgenuß ist im Kloster überhaupt untersagt, was von einigen so ausgelegt wird, daß es im Garten gestattet sei. Früher war, wie jetzt noch auf den Athosklöstern, alles, was weiblichen Geschlechtes war, aus dem Bereich des Klosters verbannt, sogar Hühner und Katzen. Jetzt scheint diese Regel nicht mehr streng gehandhabt zu werden; denn es haben sich schon öfters Damen im Kloster aufgehalten; auch scheinen die Eier, die uns der Gärtner jeweilen in Erwartung eines Glases Whisky unter seiner Kutte brachte, dafür zu sprechen, daß auch Hühner jetzt der Vergünstigung des Aufenthaltes im Kloster teilhaftig sind.

Das Kloster besitzt große Güter in Bulgarien, Rumänien und auf den griechischen Inseln. Es steht unter dem Metropoliten von Jerusalem, hat aber einen eigenen Erzbischof, der gegenwärtig in der Verbannung lebt. Es hat Filialen in Tûr, Suez und Kairo, mit welchen Orten es schon wegen der Verproviantierung in steter Verbindung bleibt. Die Mehrzahl der Mönche, die natürlich alle der orthodoxen Konfession angehören, sind Griechen; doch mögen sich auch vereinzelte Rumänen oder Russen unter ihnen befinden. Die wenigsten sind gerne im Kloster; sie leiden auch meist an Rheumatismus, was nicht verwunderlich ist. Der Bibliothekar, der uns gegenüber allmälig etwas auftaute, ließ öfters seine Sehnsucht, aus dieser zweifachen Wüste herauszukommen, durchblicken. Welche Tortur für einen nicht ganz abgestumpften Menschen, in einer vielfach verkommenen und verdummten Gesellschaft leben zu müssen! Dafür kann die

Heiligkeit und Erhabenheit des Ortes, die gewiß mit der Gewohnheit allmälig an Eindruck verliert, auch das religiöseste Gemüt nicht entschädigen.

Das Kloster mit dem Klostergarten; im Hintergrund der Djebel Munedja.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu dem finstern und engen Kloster bildet der Klostergarten, der sich als ein schmaler

grüner Streifen weit in das Thal hinabzieht. Eine kühle, gute Quelle vollbringt dieses Wunder in der Felswildnis. Herrliche Oliven-, Mandel- und Aprikosenbäume und verschiedene Gemüsearten gedeihen hier vortrefflich. Dazwischen ragen einige dunkle Cypressen auf, wie um auch dem blühenden Garten einen düstern und ernsten Eindruck zu verleihen. Der Garten, der für die einzelnen Brüder in Parzellen abgeteilt ist, ist sicherlich für manchen ein schönes Stück Welt, vielleicht das Einzige, an das er sein Herz noch gehängt hat und das er nicht missen möchte.

Einige zahme Gazellen scheinen das Recht zu haben, ihn als Rennplatz benutzen zu dürfen.

Auch der Garten ist von einer ziemlich hohen Mauer umgeben, die wir auf unsern Ausgängen oft überkletterten, um nicht immer den Schlüssel im Kloster holen zu müssen.

Mitten im Garten liegt die Krypta, das Beinhaus, das die Gebeine der auf dem Sinai Verstorbenen enthält. Da sind die Arm- und Beinknochen verstorbener Mönche aus vielen Jahrhunderten zu einem gewaltigen Haufen aufeinander geschichtet wie die Scheiter eines Holzklafters, während die Schädel auf einer andern Seite aufgehäuft sind.

An der Thüre sitzt ein scheußliches zusammengekauertes Gerippe, die Ueberreste des heil. Stephanus, eines Pförtners, der sich durch besondere Heiligkeit hervorgethan hatte.

Die großartige Vision Hesekiels stieg vor mir auf: Ein Feld voller Totengebeine, in die der Atem des Herrn fuhr und sie wieder lebendig machte. Totengebeine sah ich wohl —

ſie ſchimmerten geſpenſtig in dem Halbdunkel; aber von Leben im ganzen Kloſter keine Spur; die Toten werden von Toten begraben.

Unter den Olivenbäumen des Gartens ſtand das Zelt, das meine Freunde mitgenommen hatten. Dicht daneben

Unſer Zelt im Kloſtergarten.

war ein tiefer, ausgemauerter Brunnen. Die niedern Kronen, die uns beſchatteten, waren ſo dicht, daß ſie nur den allerſpitzigſten Sonnenpfeilen den Durchgang geſtatteten. Wir litten in keiner Weiſe unter der Hitze; die Luft war vielmehr von köſtlicher Reinheit und Friſche.

Der ganze Vormittag und die Zeit des Nachmittags, in welcher die Bibliothek überhaupt geöffnet war, war der Arbeit gewidmet. Schweigend saßen wir inmitten eines Berges von alten Codices in dem kleinen Schreibzimmer der Bibliothek, manchmal uns freuend über die Sauberkeit und Sorgfalt, mit der ein einstiger Klosterbruder das heilige Wort abgeschrieben hatte, manchmal ärgerlich über die Flüchtigkeit des Abschreibers, der den Sinn verderbt oder verstümmelt hatte, immer aber staunend über die ungeheure Flüssigkeit und Variabilität des Textes, der in hunderterlei Formen denselben Sinn wiedergibt. Der Bibliothekar bewachte uns unausgesetzt, und wenn wir aufschauten, so sahen wir, wie die Erzbischöfe vergangener Zeiten mit aufgehobenem Zeigefinger uns von den Wänden herab segneten. Es waren gestrenge und gütige Herren darunter.

Nach dem Mittagessen blieb das Kloster mehrere Stunden geschlossen. Da nahm dann jeder von uns sein Schaffell und legte sich unter seinen Oelbaum. Ueber uns wölbte sich der grüne Himmel der dichten Olivenkronen, durch deren dichte Blättchen das tiefe, herrliche Blau des Himmelsgewölbes durchschimmerte. Manchmal war es ein träumerisches Spiel der Augen, hoch oben am Djebel es-Salîb die schwer zu erkennende einsame Cypresse des zerfallenen Epistemeklösterchens zu suchen inmitten der rötlichen oder dunkelbraunen Granitfelsen, von denen sie sich nur wenig abhob. Oder wir sahen mit schläfrig blinzelnden Augen unserm Koche Ftech zu, der vielleicht ein paar Wachteln zum

Abendessen rüstete oder den „Hirsch" ausbalgte, eine Gazellenart, die von den Beduinen gejagt wurde und deren Fleisch sehr angenehm schmeckte neben den steten Konservengerichten, die sonst unsere Nahrung bildeten. Ftech, einer der mitgebrachten Beduinen, verstand alles und ging unserm Selim Susa wie ein Dienstmädchen an die Hand; er verstand es auch, sich ohne Aufsehen von unserm Kaffee hin und wieder ein Täßchen zu brauen, und wir drückten die Augen zu, da er sonst so brauchbar war.

Am Abend lagen wir wieder zusammen, eine Zeitlang im herrlichsten Mondschein, und plauderten, erzählten uns von unserer Heimat und unsern Lieben. Oder wir hörten zu, welche neuen Schliche und Schwächen der Mönche unser Selim erlauscht hatte, der als unser Gutsverwalter während des Tages häufiger und intimer mit ihnen verkehren konnte als wir. Manchmal hörten wir auch einem Religionsgespräch zu zwischen Selim, der ein syrischer Christ war, und den Beduinen. Diese hatten schweren Stand gegenüber dem zungenfertigen Syrer, der das Arabische als seine Muttersprache ausgezeichnet beherrschte. Ihr Phlegma und ihre Toleranz ließen sie aber auch da nicht im Stich; sie ließen Allah für sich selber und seine Ehre sorgen, indem sie häufig eine offene Frage durch ein Inschallah oder Allah arif (so Allah will, Allah weiß es) beantworteten. Erregter wurde unser Beduine, wenn er Spuk- und Teufelsgeschichten erzählte, an die er unverbrüchlich glaubte. Es zeigte sich ganz deutlich, wie diese religiöse Unterströmung, wie auch

manchenorts im Abendland, größere Gewalt über diese einfachen Leute besitzt als die höchsten und abstraktesten Gedanken ihrer Religion.

Wir gingen meist sehr früh zu Bette, nicht ohne manchmal den Esel des Priors nachdrücklich zu ermahnen, uns nicht wieder mitten in der Nacht durch sein unmusikalisches Geschrei zu stören. Eine angenehmere Störung war es, wenn mitten in der Nacht die Klosterglocken läuteten mit wunderbarem, harmonischem Klang. Das Geläute war so sanft und einschmeichelnd, daß wir in der ersten Zeit wohl von heimatlichen Glockenklängen zu träumen glaubten, wenn die nächtliche Vigilie erklang.

Wären wir noch länger im Kloster geblieben, so hätte sich gewiß unser ärztlicher Ruf über die ganze Halbinsel verbreitet. Fortwährend nahmen die Beduinen unsere Kunst in Anspruch; einmal traf ich auf einem Ausgang einen alten Mann, der zu den Hakims ins Kloster wollte; er war mehrere Stunden weit hergekommen, offenbar brustkrank. Nachdem ich unsere Ohnmacht diesem Fall gegenüber erkannt hatte, eröffnete ich ihm, daß nur Allah ihm helfen könne. Er ging traurig wieder heim. In andern Fällen aber leistete uns unsere Arzneikiste vorzügliche Dienste, um Augen- oder Wundkranke zu behandeln. Die antiseptische Behandlung hat natürlich den Weg noch nicht in die Wüste gefunden; Unreinlichkeit war in den meisten Fällen die Quelle der Verschlimmerung — und so konnten wir unsere Samariterkenntnisse oft in hervorragender Weise bethätigen.

Eine angenehme Ueberraschung war es mir, als ich eines Tages unter den Beduinen den alten Musa traf, einen würdigen Beduinen, den ich häufig in Kairo gesehen hatte, wo er jeden Winter Steinbockshörner, Muscheln und Dattelwürste verkaufte. Wir fragten einander mindestens sechsmal: Wie geht es dir? und sechsmal erschallte die Antwort: el hamdu lillah, tajib. (Allah sei Lob, es geht gut.) Es war derselbe Beduine, der meinen Freunden in Kairo bei einer frühern Sinaireise die Besteigung der Berge verwehren wollte mit der unerhörten Behauptung, der Berg gehöre ihm. Als aber einer der Reisenden sein Notizbuch hervorzog und ihn nach seinem Namen fragte, bekam er Angst; denn das Schreiben ist dem Beduinen nicht geheuer. Davon erzählt Burckhardt ergötzliche Dinge, so daß er das Aufschreiben seiner Notizen immer in größter Heimlichkeit betrieb.

Der Djebel Mûsa und der Djebel Katherîn.

Die Tradition der Mönche. — Klosterſagen auf dem Wege nach dem Djebel Mûsa. — Die Cypreſſenebene. — Ausſicht vom Djebel Mûsa. — Der Ras es-Saſſaf. — Hypotheſen über den Lagerplatz der Israeliten. — Beſteigung des Djebel Katherin. — Sagen am Wege. — Das Wadi Lebja und Dêr el Arbain. — Ueberblick über die Halbinſel.

Der Djebel Mûsa, der ſich dicht hinter dem Kloſter erhebt, iſt nach der mönchiſchen Tradition der heilige Berg, der Berg der Geſetzgebung und der Elia-Offenbarung. Dieſe Tradition verlegt auch alle übrigen bemerkenswerten Orte des Exodus in die nächſte Umgebung des Kloſters, ſo daß ein Pilger ſie, ohne ſich übermäßig anzuſtrengen, bequem in einem Tage beſuchen kann. Gerade hier zeigt ſich von vornherein die Unzuverläſſigkeit und Willkürlichkeit dieſer Ueberlieferung, die ſogar Ereigniſſe hierher verlegt, die nach dem bibliſchen Bericht unmöglich hier zu ſuchen ſind. Die Tradition iſt überhaupt wohl nie rein konſervativ, ſondern enthält meiſtens ein ſchöpferiſches Moment, deſſen Vorhandenſein man im Verkehr mit den Beduinen oft ſelbſt beobachten kann.

Man kann auf fünf Wegen von den verſchiedenſten Seiten auf den Gipfel des Djebel Mûsa ſteigen. Mein

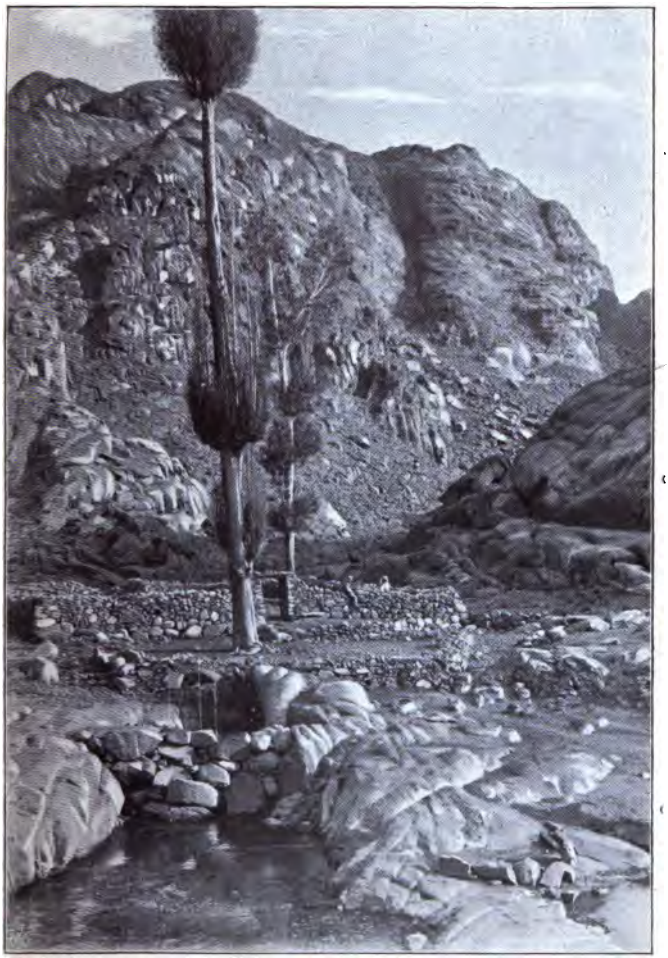
ſtets kletterluſtiger Freund Lic. Knopf und ich machten uns ein Vergnügen daraus, neue Wege zu finden, indem wir aufs Geratewohl an den zerklüfteten Felſen emporkletterten. Der gewöhnliche Pilgerweg führt hinter dem Kloſter in eine mit großen Felſen verſchüttete Schlucht hinauf, in welcher ſich eine gute, kühle Quelle befindet. Hier ſoll nach der arabiſchen Tradition Moſe die Herden ſeines Schwiegervaters Jethro, den die Araber Schueib nennen, getränkt haben. Der Weg iſt oft mehr zu erraten als zu erkennen. Da, wo er ſteiler zu werden anfängt, ſind die rohen Felsſtücke etwas zurechtgeſchoben, ſo daß eine gangbare Treppe entſteht, die man aber immerhin nicht gedankenlos hinaufgehen kann; denn das Auge hat genug zu thun, um zu ſuchen und abzumeſſen, wo der Fuß ohne Schaden zu nehmen hintreten kann. Weiter oben kommt man an einer Kapelle vorbei, die der heiligen Jungfrau geweiht iſt. Nach klöſterlicher Sage iſt hier Maria den Brüdern erſchienen, als ſie, von einer Flöhplage heimgeſucht, das Kloſter verlaſſen wollten, dem gleichzeitig wegen mangelnder Zufuhr die Nahrung ausgegangen war. Als ſie dem Befehl der Jungfrau umzukehren gehorchten, fanden ſie ſtatt der Flöhe hundert mit Vorräten beladene Kamele vor, und waren für alle Zeit von der Plage befreit.

Man paſſiert mehrmals kleine Thorbogen, an denen den Pilgern die Beichte abgenommen wurde. Bei dieſer Gelegenheit ſoll einmal ein Jude entlarvt worden ſein, der frevelhafter Weiſe den heiligen Berg beſteigen wollte.

Etwa halbwegs kommt man auf die sogenannte Cypressenebene, so genannt nach einer großen Cypresse, die sich merkwürdig von den sie rings umgebenden Felsen abhebt. Unweit davon liegen die Kapellen, die dem Elia und dem Elisa geweiht sind. In einer Grotte dieser Kapellen soll Elia während seines Aufenthaltes auf dem Horeb gewohnt haben. Vor dieser Höhle auf der Cypressenebene sei er vor den Herrn gerufen worden, der sich ihm in wunderbarer und herrlicher Weise als der offenbarte, der die Geschichte und seine Menschenkinder nicht durch plötzliches Dreinschlagen regiert, sondern durch stilles, stetiges Treiben. Habe die Tradition Recht oder nicht, indem sie dieses Erlebnis gerade hierher verlegt — man läßt sich von ihr gefangennehmen, und die so großartig einfachen Worte der heiligen Schrift füllen das kleine, stille Thal mit ahnungsvollen Gedanken: „Und siehe der Herr ging vorüber, und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her, aber der Herr war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen."

Ja, hier ist eine Stätte, wo nicht, wie sonst ringsum, wilde Natureindrücke vorwalten; sogar der Blick in die gewaltige Ferne ist verwehrt; eine Wiege für ein stilles, sanftes Säuseln!

Auch den Arabern ist diese Stätte heilig. Bei ihnen ist Elia, den sie unter dem Namen Chidr verehren, eine



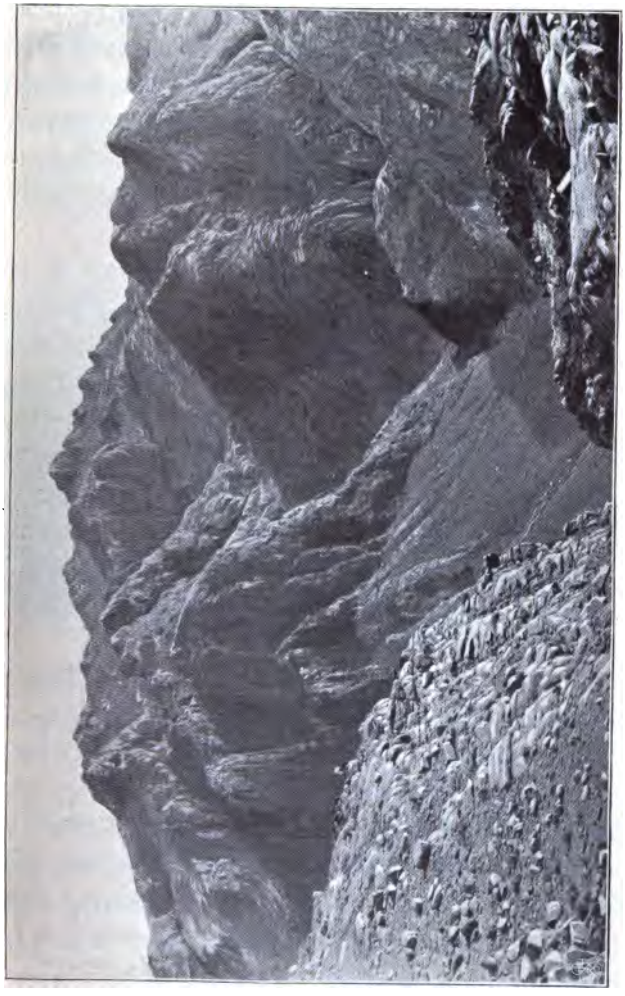
Die Cypreſſenebene.

ähnliche Figur wie Ahasverus in der christlichen Sage; nur daß dort das ewige Wandern nicht als Strafe gefaßt ist.

Nach etwa drei Viertelstunden erreicht man von dieser Ebene aus den Gipfel des Djebel Mûsa, der die ansehnliche Höhe von 2244 Meter besitzt. Er trägt eine kleine Kapelle und eine winzige Moschee, die beinahe ebenso schlecht unter-

Mündung des Wadi esch-Schech in das Klosterthal.

halten ist wie die im Kloster. Außerhalb der Kapelle befindet sich eine Grotte in dem harten Granit; hier soll sich Moses hineingeschmiegt haben, als des Herrn Herrlichkeit an ihm vorüberging, die er nicht von Angesicht zu Angesicht ertragen konnte. Die arabische Tradition erzählt Aehnliches. Auch den Arabern ist die Spitze des Berges heilig. Ist



Der Djebel Katherin vom Djebel Mûsa aus gesehen.

ja doch auch für sie Moses ein großer Prophet, dem sie jetzt noch einmal im Jahre ein Opfer darbringen, bestehend in einem Schaf oder einer Ziege. Auch Moses Bruder Aaron, Harun genannt, wird von den Beduinen verehrt. Sie opfern ihm zu gewissen Zeiten am Hügel Harun im Thale ein Kamel; es wird weiter unten von einem solchen Opferfest die Rede sein.

Die Thüre der Moschee auf dem Djebel Mûsa ist ganz geschwärzt von dem Blute der Tiere, das an die Pfosten gesprengt wird, ein Brauch, der lebhaft an die israelitische Sitte des Blutstreichens an Thürpfosten und Altarhörner erinnert.

Die Aussicht ist erhaben und einzigartig, besonders nach Süden, wo der Djebel Katherin sich mit seiner ganzen zerklüfteten Breitseite dem Beschauer entgegenstellt, wie nach Norden, wo der gewaltige Absturz in das Wadi Sebaijeh übergeht, das durch den Djebel es-Salib und den Djebel Munedjah vom Klosterthal getrennt ist.

Diejenigen, die im Djebel Mûsa den heiligen Berg der Gesetzgebung sehen, denken sich das Lager der Israeliten im Wadi Sebaijeh aufgeschlagen, von wo aus der Berg infolge des ungeheuren Absturzes den imposantesten Eindruck macht. Dies ist auch der einzige Punkt rings umher im Thale, von wo aus man den Gipfel des Berges sehen kann, der einzige Ort, wo man auch unmittelbar an den Berg herantreten kann.

Im übrigen fand ich die Sebaijeh weder so klein noch so sehr mit Steinen übersäet, daß dadurch einem nicht allzu

großen Heere das Lagern verwehrt würde. Von den sonstigen Schwierigkeiten, die diese Anschauung in sich birgt, wird weiter unten noch zu reden sein.

Wenn man aber diesen heiligen Berg betritt, so ist dem Pilger weder die Aussicht, noch die Gebäulichkeiten, noch die Legende die Hauptsache. Man begehrt vielmehr hier in

Aussicht vom Djebel Mûsa.

allerintensivster Weise nachzuerleben, was die heilige Geschichte von dem großen Gottesmanne erzählt.

Ich blieb deshalb bei einer wiederholten Besteigung allein auf dem Gipfel zurück, während eben die Sonne fern über dem Meerbusen von Suez unterging in unvergeßlicher Pracht und gleichzeitig der Mond über dem kleinen Meeresstreifen von Akaba heraufkam. Nur oben auf der Höhe war es

noch licht; in den Thälern und Schluchten lag bald schwarze, schweigende Nacht. In solche Nacht hinab versank in diesem Augenblicke alles, was an Theorien, Hypothesen und kritischen Fragen in mir lebte. Man vergißt, daß man sich streitet über Mose und Israel, über Offenbarung und Gesetzgebung, über die Lage des echten Sinai. Man will es, ohne sich um Geschichte, Ort und Zeit zu kümmern, irgendwo erleben, was den rein religiösen und seelischen Gehalt jener Erzählungen von Mose, dem Manne Gottes, ausmacht, der mit Jahve sprach wie mit einem Freunde. Allein auf dem Berge Gottes — wie schauerlich, unnahbar heilig wäre das einem alten Israeliten erschienen! Wie bange und furchtsam hätte er sich auf Jahves Wohnsitz gefühlt! Und wie frei war mir zu Mute in jener unvergeßlichen Nachteinsamkeit! Frei von aller Theologie, frei von aller Furcht, frei auch von dem Gefühl so vieler Pilger, daß das Hiersein etwas Verdienstliches sei, durchschauert von dem Höchsten, das eines Menschen Seele erfüllen kann — eine erhabene Stunde! Welch gewaltiges Stück Religionsgeschichte ist vergangen, bis die Menschheit von der Furcht vor der Gottheit als einer unheimlichen Gewalt sich zu der innern Freiheit in ihr und durch sie durchgerungen hat.

Kein Laut, kein fernher tönendes Schwirren menschlicher Arbeit, kein Rauschen von Schwingen heimkehrender Vögel stört den Frieden und die Größe dieser unaussprechlichen Einsamkeit. Es kommt mir vor, als ob ich allein auf der großen, weiten Welt sei, alle Menschen längst begraben oder

noch ungeboren! Mit niemand kann man reden; auch die Natur verhüllt sich immer mehr in Dunkel — mit Ihm allein!

Das Höchste kann man immer nicht sagen, und man empfindet in solchen Augenblicken, daß Reden von der Zeit Schweigen von der Ewigkeit ist.

Blick vom Djebel Mûsa.

Von der Cypressenebene aus auf halber Höhe verlängert sich der Gebirgszug, dessen höchste Erhebung der Djebel Mûsa ist, nach Westen. Am Ende dieses zerklüfteten Granitrückens erhebt sich die gewaltige Felskuppe des Ras es-Saffaf, der jäh in die große Ebene er-Raha abfällt. Obschon der Ras es-Saffaf lange nicht so hoch ist wie der Djebel Mûsa,

Ras es-Safsaf.

so macht er doch namentlich von der Ebene er-Raha aus einen ganz gewaltigen Eindruck. Denn unverdeckt von vorgelagerten Hügelzügen steigt er ganz unvermittelt und senkrecht aus der Ebene auf und beherrscht deshalb die unmittelbare Umgebung viel mehr als der Djebel Mûsa.

Daher kam die englische Sinai-Survey-Expedition dazu, in diesem Berge den Sinai der Gesetzgebung zu erblicken. Die Lagerverhältnisse wären hier allerdings viel günstiger; denn auf der Ebene Raha könnte auch das größte Heer der Welt Platz finden. Wasser findet sich reichlich in den umgebenden Thälern; die Spitze des Berges ist von allen Teilen der Ebene aus sichtbar, und der Berg steigt so unvermittelt aus der Ebene empor, daß sein Fuß ohne Schwierigkeit zu berühren ist und deshalb auch leicht umzäunt werden könnte. Ein erhabenerer Thron, ein gewaltigerer Lagerplatz für eine imposante Proklamation läßt sich jedenfalls nicht leicht denken. Und wenn eine Gewitterwolke das Haupt des Berges einhüllt und Blitze ihn umleuchten, währenddem der Donner wie eine gewaltige Stimme spricht, so muß das ein Ereignis sein, das nicht nur furchtsame Herzen erschauern läßt.

* * *

Viel schwieriger als die Besteigung des Djebel Mûsa ist die des Djebel Katherîn, des höchsten Berges der Sinaihalbinsel. An einem Sonntagsmorgen brachen wir frühe auf, ohne Führer; denn Lic. Knopf kannte den Weg bereits. Dieser führt um den Ras es-Saffaf herum, am Rande

der großen Ebene entlang, um dann in das Wadi Ledja wieder in östlicher Richtung umzubiegen.

Eine Fülle von Sagen und Legenden ist auf diesem Wege zerstreut. Die christliche und die muslimische Tradition weben ein merkwürdiges Gewebe von vielleicht wirklich uralten Sagen, tendenziösen Legenden, lächerlichen Fabeleien und direkten Unmöglichkeiten zusammen, die nach ihrem Ursprung und historischen Werte schwer zu beurteilen sind. Man weiß, daß die mönchische Tradition unmöglich bis in die Zeit der israelitischen Ereignisse zurückreichen kann; man findet ferner, daß die arabische vielfach sich die Mönchsgeschichten angeeignet hat, und daß der Rest eigener Ueberlieferung mutmaßlich nur bei einem Stamme der Sinaibeduinen sehr alt ist, die vor der islamitischen Einwanderung auf der Halbinsel wohnten. Man scheut sich daher nicht, sich über solche Traditionen von zweifelhaftem Werte hinwegzusetzen und sich seine eigene zu schaffen.

Eine besondere Vorliebe zeigt die gemeinsame Ueberlieferung für Fußstapfen und Eindrücke heiliger Personen. Mose, Elia, die heilige Katharina, Mohammed, ja sogar sein Kamel haben da und dort ihre Fußspuren in den harten Granit gedrückt zu ewiger Verwunderung ihrer gläubigen Verehrer.

Am Ausgang des Klosterthales liegt der Hügel Harun, auf welchem Aaron das goldene Kalb errichtet haben soll. Der kleine natürliche Hügel liegt allerdings so unmotiviert und isoliert in der Thalesöffnung, daß er wohl Anlaß geben konnte zur Vorstellung eines großen Altars.

Wadi Lebja.

Am Ras es-Saffaf, wo eine kleine Schlucht sich in die Felsen hineinzieht, soll die Rotte Korah verschlungen worden sein.

Unweit davon wird ein Loch im Felsen für die Gußform des goldenen Kalbes ausgegeben.

Im Wadi Ledja wird der Stein gezeigt, aus dem Mose Wasser hervorgerufen haben soll. Nach einer Ueberlieferung, die an eine Stelle im Korintherbrief anknüpft, hat dieser Fels die Juden auf ihrem Zuge begleitet und ist dann wieder hierher zurückgekehrt. In der Wüste ist es der unbeschäftigten Phantasie gar nicht anders möglich, als sich lebhaft mit merkwürdig geformten Steinen, schattengebenden Bäumen und kühlen Quellen zu beschäftigen und sie mit ihren luftigen Gebilden zu umspinnen. Man begreift in der Wüste gut, wie gerade diese Dinge für die Religionsgeschichte von höchster Bedeutung und für das Altertum und die Beduinen jetzt noch Träger heiliger Ueberlieferungen und natürliche Grundelemente des Kultus geworden sind.

Lebendige Zeugen früherer Zeiten sind die verschiedenen Klostergärten an dem Wege nach dem Wadi Ledja; ihr Lebenstrieb läßt sich trotz aller Verwahrlosung nicht ganz unterdrücken.

Auf demselben Wege finden sich die dem heiligen Kosmas und Damianus geweihten Eremitenwohnungen, eine Kapelle der zwölf Apostel und eine alte Klosterruine. Darüber erhebt sich der Djebel er-Rabbeh, der nach Palmers Ansicht identisch ist mit dem Orte Gethrabbi in der Erzählung des Nilus. Diese Verstümmelung erklärt sich ohne weiteres, während Ebers' Kombinationen, der Gethrabbi mit Der Sigillîye am Serbâl identifizieren will, höchst gezwungen erscheinen.

Eine noch ziemlich gut erhaltene klösterliche Niederlassung

im obern Teile des Wadi Lebja ist Dêr el Arbain, das Kloster der vierzig Märtyrer. Man weiß nicht genau, welche vierzig Märtyrer gemeint sind; doch mag uns die Erzählung des Nilus, der im Sinaigebiet hauste, ein anschauliches Bild eines Ueberfalles der Eremiten durch die Sarazenen geben, wobei

Wadi Lebja und Dêr el Arbain.

eine größere Zahl von Mönchen getötet wurde. Nilus erzählt nämlich von mehreren Ueberfällen, denen die Eremiten am Sinai ausgesetzt waren. Einen derselben hat er selbst erlebt. In anschaulicher Weise berichtet er, wie die Unholde die heiligen Männer überfielen, die ohne Schutz in einsamen Thälern und Schluchten hausten. Vergeblich suchten sie Schätze in ihren

elenden Behausungen. Aus Rache vernichteten sie sogar die Beeren, die die Brüder für ihren kärglichen Lebensunterhalt gesammelt hatten. Nachdem die Sarazenen die Brüder in einer Reihe aufgestellt und grausame Scherze mit ihnen getrieben, auch einige getötet hatten, ließen sie die einen auf die Berge entfliehen, während sie den Rest als Gefangene mit sich führten. Darunter befand sich auch der Sohn des Nilus. Es ist rührend zu lesen, wie der Sohn dem Vater winkt, zu fliehen, wie dieser kämpft zwischen der Liebe zum eigenen Leben und dem nutzlosen Begehren, seinem Sohne zu folgen, wie ihn schließlich die Füße fast wider Willen den Berg hinauf tragen.

Der Ort dieses Ereignisses kann uns wichtige Fingerzeige geben in der Frage nach der Lage des Sinai nach der Anschauung der frühesten christlichen Bewohner der Halbinsel.

In dieser Klosterniederlassung befindet sich eine alte Eremitenwohnung des heiligen Onophrius, die gerade klein und unbequem genug war, um einem rechten Asketen eben willkommen zu sein.

Von Der el Arbain aus geht es steil bergan in einer engen Schlucht, in der einige wilde Feigenbäume wachsen. Weiter oben findet sich, in halber Höhe an einer Felswand, eine herrliche Quelle mit kühlem, klarem Wasser. Die Stelle ist so abgelegen, so mühsam zu erreichen, so ohne verräterische Anzeichen des verborgenen Schatzes, daß die Sage wohl begreiflich wird, die die Entdeckung dieser Quelle einem Wunder zuschreibt, wobei nach arabischer Ergänzung Rebhühner mitgeholfen haben sollen.

Nachdem wir unsere Feldflaschen gefüllt hatten, ging es weiter über eine fast unendliche Geröllhalde, an welcher man jeden Schritt vorwärts mühsam erkämpfen mußte. Kleine Steinhäufchen, von den Pilgern zusammengetragen, geben die ungefähre Richtung an. Das Gestein ist scharf wie Messerklingen und zerschneidet das Schuhwerk in kurzer Zeit. Von der Klippe, die diese Halde überragt, steigt der eigentliche Gipfel steil hinan. Die Spitze ist eine Pyramide von ungeheuren, wild durcheinander geworfenen Granitfelsen, die sehr mühsam zu erklimmen sind, wenn eine unbarmherzige Augustsonne auf den bereits ermüdeten Kletterer herabbrennt. Wie froh wären wir gewesen über den Schnee, auf dem Palmer bei einer winterlichen Besteigung ein kühles Schläfchen thun konnte!

Felskluft am Djebel Katherin.

Ein winziges Kapellchen, der heiligen Katharina geweiht, schmiegt sich an einen der gewaltigen Felsen der Kuppe.

Die Aussicht ist von einer nie geahnten Großartigkeit. Sie gibt uns Gelegenheit zu einem geographischen Ueberblick über die Halbinsel. Rings um uns her strebt es herauf in wilden und gewaltigen Zacken und Felshäuptern. Nach Süden hin steht der Umm Schômar wie eine versteinerte Eruption; weiter nach Süden soll sogar Ras Mohammed,

Die Kapelle der heiligen Katharina auf dem Gipfel des Djebel Katherîn.

der südlichste Felsvorsprung der Halbinsel, zu erblicken sein. Nach Westen zu sehen wir die Serbâlkette und den spitzen Djebel el Benât. Nach Nordosten liegt unter uns der Djebel Mûsa, auch von oben herab gesehen ein majestätischer Berg. Nach Osten hin blinkt in der Ferne der Meerbusen von Akaba. Viel deutlicher und näher ist nach Westen der Meer-

busen von Suez zu sehen, ein herrlicher blauer Streifen inmitten des gelbbraunen Wüstenmeeres ringsum.

Wer aber nennt uns all die vielen namenlosen Berge und Zacken, Thäler und Schluchten, auf die wir hinabsehen!

Der Djebel Mûsa von Süden.

Nach Norden hin flacht sich die Halbinsel allmälig ab; dort beginnt die „große und schreckliche Wüste" et-Tih.

Wenn wir etwa im schweizerischen Hochgebirge eine Fernsicht auf uns wirken lassen, so trägt zu ihrer Herrlichkeit

nicht zum mindeſten bei die Abſtufung der verſchiedenen Höhenzonen: ewiger Schnee, nackter Fels, grüne Matten, toſende Bäche und in der fernen Tiefe fruchtbare Auen. Hier aber nichts von alledem. Hier wächſt aus der unterſten Tiefe der nackte Fels herauf, und welch ein Geſtein! Dieſes Gebiet weiß nichts von Diluvium und Alluvium, von Stein=

Djebel Mûſa vom Djebel Katherin aus geſehen.

kohlenzeit, Silur und Devon; es iſt alles Urgeſtein, Granit, Porphyr, Gneis, das von keinen An= und Ablagerungen verdeckt wurde. In den Thälern und Schluchten mildert kein Grün die großartige Monotonie, wenigſtens nicht im Sommer. Eine einzige Farbe ſcheint auf der Landſchaft zu liegen; aber wenn man ſie definieren will, löſt ſie ſich auf

in hundert Nuancen gelber, brauner, rötlicher Töne, zu denen der blaue Meeresstreifen einen um so schärfern Kontrast bildet. So weit das Auge reicht: ein erstarrtes Wellenmeer von Granit- und Porphyrzügen, zwischen denen sich leere braune Thäler dehnen. Der Gedanke ist unheimlich, sich da unten ein ganzes Volk auf der Wanderschaft denken zu müssen, Männer und Frauen und zarte Kindlein — und doch denkt man immer an sie und füllt die öden Thäler mit ihren Zelten und Herden, mit ihren Klagen und ihren Versuchungen, aber auch mit ihren herrlichen Erfahrungen starker Gotteshülfe.

In einem einzigen Thale unter uns konnten wir nach langem Suchen etwas Grünes entdecken, jedenfalls einige kleine Beduinengärten; aber es war, als ob sie sich furchtsam verbergen wollten vor der unbarmherzigen Sonne, die in den semitischen Sprachen nicht umsonst männlichen Geschlechts ist — ein orientalischer Despot von absoluter Herrschermacht.

Auf einem der benachbarten Gipfel steht ein halbfertiges Haus, das die grandiose Monotonie und großartige Furchtbarkeit der Landschaft recht stört. Es ist von dem Khediven Abbas Pascha erbaut worden, der hier oben in reiner Wüstenluft Genesung suchte. Sein Aufenthalt in dieser Gegend ist mehr dieser und den Beduinen zu gute gekommen als ihm selbst. Er ließ auch eine Straße bis auf halbe Höhe des Djebel Mûsa bauen.

Nachdem wir endlich jede Schlucht ausgespäht und jeden Berg mit den Augen gemessen hatten, begann allmälig diese große Einsamkeit und furchtbare Oede unsere Seele mit

Melancholie zu füllen. Das sind keine Berge, von denen man ins Thal hinabjauchzt; wem sollte man zujauchzen?

Die Sonne, diese glühende, unerbittliche Sonne, trieb uns endlich zum Abstieg, gleich als ob sie sagen wollte: Das ist nichts für euch, das Hinabschauen in diese Felsgeheimnisse, die ihr doch nimmer lesen werdet mit euren menschlichen Augen.

Ausblick bei der Besteigung des Djebel Katherin.

Der Abstieg war fast noch ermüdender als der Aufstieg. Es war ein fortwährendes Zielen mit den Füßen, um von Fels zu Fels zu springen, der oft mit der ganzen Last hinunterrutschte. Wir schämten uns des Knabenvergnügens nicht, da wo es anging solche Blöcke ins Rollen zu bringen und in die Schluchten hinunterdonnern zu lassen — wußten wir doch, daß unten keine Appenzeller oder Berner Bauern standen, die ihren reichen Wortschatz an wohlgezimmerten Flüchen an die Bösewichte verschwendeten.

Unser Schuhwerk war ganz ruiniert; meine starken genagelten Schuhe waren wie mit Messern zerschnitten. Mein Freund, dessen Schuhe schon längst zu Grunde gegangen waren, hatte den Weg in Sandalen gemacht, die zwar widerstandsfähiger sind, dafür aber den Fuß weniger schützen. Als wir wieder an unserer Gartenmauer angelangt waren, kam es uns fast beschwerlicher vor, über die Mauer zu klettern, als vorher den Berg zu ersteigen. Unser Schlaf in der darauf folgenden Nacht war so tief, daß wir nicht einmal durch das Geschrei des Klostereſels geweckt wurden.

Vom Kloster nach dem Wadi Firân und dem Serbâl.

Die Abreise vom Kloster. — Die Ebene er-Raha. — Ueber den Paß Nakb el-Hawa. — Einiges über die Towarabeduinen. — Aehnlichkeit ihrer Sitten mit altisraelitischen. — Die Oase Firân. — Lagerplatz im Wadi Alejât. — Besteigung des Serbâl durch das Wadi Alejât. — Das frühere Einsiedlerleben um die Stadt Pharan. — Nilus.

Als unsere Arbeit im Kloster beendigt war, ließen wir das Zelt abbrechen. Zum letzten Mal gingen wir ins Kloster, um uns von dem Bibliothekar noch einmal durch das ganze Klostergebiet geleiten zu lassen, durch die Kirche zur Priorswohnung, an den Mönchswohnungen und der Schnapsbrennerei vorbei an den Brunnen, wo Mose Jethros Schafe getränkt hat und wo uns unser freundlicher Führer einige Blättchen eines Strauches zum Andenken mitgab; endlich auf die Terrasse.

Dann sagten wir dem Prior und dem Bibliothekar Lebewohl und versüßten gleichzeitig dem Oekonomen den Schmerz der Trennung durch ein beträchtliches Geldgeschenk.

Kurz vorher hatten die Beduinen das prachtvolle Fell eines frisch getöteten Leoparden gebracht, der sich an die jungen Kamele gemacht hatte; gerne hätten wir das schöne Fell gekauft; aber die Mönche reklamierten es für sich selbst.

Lic. Knopf und ich ritten voraus, da wir am nächsten Tage den Serbâl besteigen wollten. Glaue blieb mit Selim Susa zurück, um die Abreise zu bewerkstelligen. Das war allerdings ein hartes Stück Arbeit; denn der Schech, der die Kamele stellen sollte, wollte durchaus seinen Bakschisch von zwei Pfund am Anfang der Reise statt am Ende haben, wodurch wir seiner Willkür und Nachlässigkeit vollständig ausgeliefert gewesen wären. Glaue aber blieb standhaft. Glücklicherweise war gerade an jenem Tage der Gouverneur der Halbinsel in das Kloster gekommen und machte nun von seiner Würde Gebrauch, indem er den Schech Sohn eines Hundes schimpfte und ihm drohte, ihn fesseln zu lassen, wenn er sich nicht anständig benähme. Das half; aber der aufgeregte Bursche hatte nun Glaues Gunst verscherzt; dieser nahm einen andern Schech, der nun wohl zeitlebens die Feindschaft des erstern zu spüren haben wird.

Der Morgen war wunderbar frisch und leuchtend, recht dazu angethan, uns das Scheiden schwer zu machen. Wir ritten zuerst über die große Ebene er-Raha, in die von allen Seiten Thäler einmünden.

Auf der Höhe des Passes Nakb el-Hawa hielten wir an, um noch einmal zurückzuschauen. Wie ein Thron erhebt sich der Ras es-Sassaf über der majestätischen Ebene. Das Kloster liegt weltvergessen in seinem Thälchen; der Djebel Katherin schaut über alles hinweg — ein Gesamtbild, das wir noch einmal mit aller Kraft in die Seele aufnehmen wollten, weil wir wußten, wir würden es nimmer wiedersehen.

Dann ſtiegen wir ab und gingen zu Fuß über den Paß, der für Kamele ziemlich beſchwerlich iſt und keinesfalls von einer großen Karawane begangen werden könnte. Er führt in das einförmige Wadi Selâf, das dann in das große und gewundene Wadi eſch-Schech einmündet, durch welches eine größere Karawane den Weg zum Sinai nehmen müßte.

Die Landſchaft bietet nichts Bemerkenswertes, und wir hatten daher um ſo mehr Gelegenheit, unſere Aufmerkſamkeit den Beduinen zuzuwenden, über die hier einige Bemerkungen folgen ſollen.

Die Towara, wie die Beduinen des Berges Tor, d. i. Sinai, heißen, unterſcheiden ſich äußerlich ziemlich ſcharf von andern Beduinenſtämmen. Wer in Syrien Beduinen geſehen hat, wie ſie auf feurigen Roſſen mit hochgeſchwungener Lanze einhergaloppieren, der wagt kaum ohne weiteres neben ſie die Sinaibeduinen zu ſtellen, die weder Lanzen noch Pferde beſitzen und einen viel beſcheidenern Eindruck machen als die ſtolzen Wüſtenſöhne z. B. des Hauran, die vom Fette eines reichen Landes zehren. Andrerſeits aber, wenn man ſie mit den Stämmen vergleicht, die zwiſchen dem Nilthal und dem Roten Meere hauſen und denen man nicht gerne allein und unbewaffnet in der Wüſte begegnet, ſo fällt uns das friedfertige und ehrliche Weſen des Towara ſofort ins Auge. Die Abgeſchloſſenheit, in welcher ſie ſich wegen der Lage der Halbinſel befinden, hat ſicherlich auf dieſe Stämme ihren beſtimmenden Einfluß ausgeübt, der nicht nur im Aeußerlichen, ſondern auch teilweiſe in Sitten und Gebräuchen zu Tage tritt.

Die Halbinsel ist natürlich seit den Tagen Amaleks, Midians und der Kinder Israel immer mit nomadischen Stämmen bevölkert gewesen. Eine so schöne Oase wie Firân hatte immer ihre Liebhaber. Es ist jedoch ziemlich sicher anzunehmen, daß die jetzigen Beduinenstämme mit Ausnahme der Djebelije erst zur Zeit der Ausbreitung des Islams herüberkamen. Die Hauptstämme sind die Gararische, Mezene, Sibjan ed Der, Sawaliha, Aulad Said und die Alekat. Ich hatte den Hinweg mit Beduinen des Stammes Aulad Said gemacht und oft nach der Rast von meinem Schech den drängenden Ruf gehört: qumu ja aulâd Said! Auf, ihr Kinder Saids! Außer diesen eng zusammengehörigen Stämmen gibt es noch den Stamm der Djebelije, Bergbewohner. Sie sind Hörige des Klosters und von den andern Stämmen gering geachtet. Einige Gelehrte glauben, sie von einer Anzahl wallachischer Sklaven ableiten zu dürfen, die Justinian zum Schutz des Klosters hierher verpflanzte. Da innerhalb des Stammes jegliche derartige Tradition fehlt, ist es unmöglich, diese Annahme zu erhärten; auffällig ist nur eine etwas andere Gesichtsbildung der Djebelije im Vergleich zu den andern Stämmen. Im übrigen besitzen sie durchaus dieselben Sitten und Anschauungen wie die andern Stämme.

Alle Beduinen sind Muslimen; aber obschon sie die ersten und feurigsten Anhänger des Islam waren, sind sie nicht mehr die frömmsten Muslimen. Während unserer ganzen Reise sah ich nur einen einzigen regelmäßig sein Gebet verrichten, das z. B. in Aegypten von den frommen Muslimen

ſo genau genommen wird. Jeden Morgen lief er uns ein Stück voraus, um, bis ihn unſere Karawane einholte, geſchwind zu beten. Einen Gebetsteppich beſaß er nicht; an Stelle des Waſſers mußte er ſich des Sandes bedienen zu ſeinen Waſchungen, wie es der Prophet für die Wüſte geſtattet hatte. Zuerſt, das Angeſicht nach Mekka gerichtet, hielt er die Hände an die Ohrläppchen und ſprach allahu akbar, Gott iſt der Höchſte; dann beugte er ſeinen Oberkörper bis zur Erde und betete ſtill vor ſich hinmurmelnd die Fatiha, die „eröffnende", erſte Sure des Korans. Mehrere Male ſtand er auf während des Gebets, um ſich wieder auf die Erde zu werfen; aber man konnte ſehen, daß er es eilig hatte, um nicht allzuſehr hinter der Karawane zurückzubleiben.

Die Urteile der Reiſenden über die Religioſität der Beduinen ſind ſehr verſchieden. Während die einen — darunter der berühmte Schech Ibrahim, Burckhard, der wie kein anderer das Leben der Beduinen kannte — ſie ſehr niedrig einſchätzen, reden andere, wie Palmer, von der tiefen und aufrichtigen Frömmigkeit ihrer muslimiſchen Begleiter. Auf den erſten Blick mag eher das erſtere richtig erſcheinen. Doch iſt nicht zu vergeſſen, daß die Religioſität der Völker auf ganz verſchiedene Weiſe zum Ausdruck kommt, bei den einen in einem ausgebildeten Kultus, bei andern in einem Wertlegen auf moraliſches Thun, wieder bei andern in einem Ueberwiegen des myſtiſchen Elementes der Religion. Trotzdem keines dieſer Momente bei den Beduinen ſtark ausgeprägt iſt, iſt doch ihre Religion unlösbar mit ihrem

innersten Leben und Denken verbunden. Religion ist für sie nicht ein Gebiet für sich, sondern sie ragt in alle andern hinein und durchdringt sie. Als Grundzug ihrer Frömmigkeit tritt auch bei den Beduinen die dem Islam eigene Ergebung in Gottes Willen hervor. Gegen Allahs Willen und Macht kann man nichts machen; darum ist es das beste, sich darunter zu beugen. Diese Ergebung wird ihm gleichzeitig durch das Vertrauen auf Allahs Güte erleichtert. Doch geht aus dieser Gemütsverfassung bei den Beduinen nicht eine so absolute Apathie gegen alles Geschehen hervor wie bei den Türken. Sie verspotten diese sogar in einem drastischen, von Burckhardt mitgeteilten Sprichwort: „Er entblößte seinen Rücken für die Stiche der Moskitos und rief dann aus: Es ist Gottes Wille gewesen, daß ich sollte gestochen werden."

Allah ist ihnen auch die letzte Erklärungsursache, der letzte Grund für alles, was man nicht weiß. Jedes Kausalitätsbedürfnis wird durch den Hinweis auf Allah befriedigt. Es gibt nichts, was nicht von Allah käme. Wenn es heiß ist, wenn es kalt ist, Allah ist schuld; wenn ein Unfall sich ereignet, weil der Beduine faul oder unvorsichtig gewesen ist — Allah hat es gethan.

Neben diesem Monotheismus, der in seiner Naivität und Einfachheit großartig ist, spielen aber doch abergläubische Vorstellungen eine große Rolle und trüben den wahrhaft kindlichen Glauben an Allahs Macht und Einzigkeit. Auch muß es sich Allah gefallen lassen, an heiligen Orten oder

Gräbern ſeine Macht mit der des Lokalheiligen zu teilen. Dieſe ſind beſonders für den Kultus bedeutſam. Moſe, Aaron, dem Propheten Saleh, von dem niemand genaueres auszuſagen weiß, werden an beſtimmten Orten Opfer dargebracht.

Ich wohnte einmal einem ſolchen Opferfeſte am Aaronshügel in der Nähe des Kloſters bei. Große Zelte waren aufgeſchlagen, in denen Weiber und Kinder ſich zur Bereitung des Opfermahles rüſteten. Die Mehrzahl der Männer hatte ſich vorher am Kloſter verſammelt, wo ihnen ſteinharte Stücke eines grauen Brotes hinuntergeworfen wurden. Dann wurde ein Kamel, mit einem bunten Tuche behängt, mehrmals um den Aaronshügel herumgeführt, worauf es im Angeſicht des Hügels zum Niederknieen gezwungen wurde. Mit aufgehobenen Händen beteten die Beduinen, die um das zitternde Kamel herumſtanden, ein Gebet, in dem ich die Fatiha zu erkennen glaubte. Nach dem Gebete wurde der Hals des Kamels zurückgebogen, ein Beduine mit ſcharf geſchliffenem Schwerte trat hinzu und durchſchnitt mit einem Streiche die Halsadern des Kamels, ſo daß das Blut in ſtarkem Strahle herausfuhr und den Steinhaufen beſpritzte, vor dem das Kamel kniete. Ich wußte nicht, ob dieſer Steinhaufen zufällig da lag oder die Stelle eines Altars vertreten ſollte, der zwar bei den Arabern nie die Bedeutung hatte wie bei den Israeliten.

Als das Tier verröchelt hatte und alles Blut ausgefloſſen war, wurde das Kamel in einzelne Stücke zerſchnitten,

die dann von den Beduinen nach den Zelten getragen wurden, um dort zubereitet zu werden. Während der feierlichen Schlachtung ſtanden die Weiber vor den Zelten in freudiger Aufregung. Manche von ihnen ſtießen ab und zu einen gellenden Ruf aus, der ſich wie ein langer, ſchriller Triller

Beduinenlager.

aus der Kehle, ulululu . . . anhörte und an das hebräiſche Hillel erinnerte, woraus Halleluja geworden iſt.

Während der Zubereitung des Mahles wurde ein Wettrennen veranſtaltet. Es war ein prächtiger Anblick, die Beduinen auf ihren ſchönen Reitkamelen vorbeigaloppieren

zu ſehen. Ihre Einladung zum Mahle konnte ich aus Mangel an Zeit nicht annehmen. Dagegen wurde ich nun um einen Bakſchiſch beſtürmt wegen der Photographie, die ich vom Zeltlager aufgenommen hatte. Ich machte aber dem großen, gebräunten Beduinen begreiflich, daß es einem ſo großen Schech wie ihm ſchlecht anſtehe zu betteln. Da ließ er geſchmeichelt von mir ab und konſtatierte, daß ich ein chawadja schâtir, ein kluger Herr, ſei.

Dafür aber drängten ſich ſofort die braunen Buben an mich heran und verfolgten denſelben Zweck durch ſchmeichelndes Zureden. Es machte mir Vergnügen, in die rabenſchwarze Nacht dieſer ſchönen, funkelnden Augen zu blicken und die kleinen, halbnackten Schlingel ein wenig zu katechiſieren. Als mich einer von ihnen zu größerer Willigkeit ſtimmen wollte durch den Hinweis auf Allah, und ich ihn fragte, wo denn Allah ſei, antwortete mir der junge Skeptiker unverfroren: mumkin foq! vielleicht da oben. Erſt als ich der Bande bei dem Leben meines Vaters ſchwor, ſie würden nichts bekommen, ließen ſie mich in Ruhe.

Die Beduinen ſind ſehr tolerant. Wenigſtens vergönnen ſie uns den Genuß des Paradieſes nicht; denn als ich meinen Schech einſt von dem Paradieſe erzählen ließ, wohin er zu kommen hoffte, und ich ihn fragte, ob wir Chriſten denn da nicht hinein dürften, um an allen dieſen Herrlichkeiten teil zu haben, tröſtete er mich mit dem Hinweiſe, daß es vielleicht für uns ein anderes Paradies gebe. Im übrigen ſind ſie Realiſten und beſchäftigen ſich wenig mit der Zukunft

oder gar abstrakten Fragen. Von Geschichte haben sie natürlich keine Ahnung; sie besitzen selbst gar keine oder nur Bruchstücke in Form von einzelnen Traditionen, die oft wunderlich mit einander verbunden werden. Ueber das Kloster z. B., das doch vielleicht für sie ein gewisser Krystallisationspunkt für geschichtliche Erinnerungen hätte werden können, wissen sie nichts zu erzählen als eine Geschichte von seiner wunderbaren Gründung und Fabeleien, die mit ihrem Aberglauben zusammenhängen.

Sie betrachten sich als die Ghufara, die Beschützer des Klosters, denen gewisse Rechte zustehen. Diese, dem Kloster oft sehr lästig, sind in alten, merkwürdigen Vertragsbedingungen zugestanden, die bis ins kleinste Detail gehen. Obschon diese Verträge meines Wissens nirgends schriftlich fixiert sind, werden sie doch aufs genaueste von einer Generation der andern überliefert. Es ließe sich an diese Thatsache die Beobachtung knüpfen, daß Gesetze, so lange sie noch irgend welche praktische Beziehungen haben, von der Tradition getreuer und sorgfältiger überliefert werden als geschichtliche Ereignisse.

Die Beduinen des Sinai sind nicht Nomaden im strengen Sinn, sondern alle haben ihre festen Wohnsitze in den einzelnen Thälern. Dort sind die Zelte aufgeschlagen, die, hundertfach geflickt, die Familie des Beduinen beherbergen. Frauen und Kinder, wenigstens Mädchen, besorgen den Haushalt und die Herde; der Mann streift mit seinem Kamele in der Wüste umher, um Reisende zu geleiten und Handels-

artikel nach Aegypten zu bringen, oder aber er liegt in ſeinem Zelte auf der faulen Haut, trinkt Kaffee, raucht ſeine Pfeife, bewirtet Gäſte und gibt ſich ganz ſeinem Kef hin, während die Frau die ſchweren Hausgeſchäfte beſorgt, Waſſer holt, Getreide mahlt, das Eſſen bereitet oder eine neue Zeltdecke webt.

Im Wadi Firân traf ich nachher einmal ein ſolches webendes Beduinenweib, das aus Kamels- und Ziegenhaaren ein großes Gewebe zuſammenwebte. Der Webſtuhl war der einfachſte von der Welt; an zwei Holzſtücken waren die ſtraff geſpannten Zettelfäden befeſtigt; den Einſchlag machte das Weib ohne Schiffchen mit den Fingern — eine Arbeit, die zu den älteſten des Menſchengeſchlechtes gehört. Einfacher kann man ſich das Weben auch der erſten Erfinder nicht vorſtellen. Wie würde das Weib ſtaunen, wenn es einmal einen modernen Webſtuhl ſähe, an dem unheimliche eiſerne Finger mit koboldartiger Geſchwindigkeit das feinſte Gewebe zu ſtande bringen! Lange ſtand ich unter dem Sejalbaume und ſchaute zu — aber der Mann, der endlich herbeikam, ſah es nicht gerne; denn in der Wüſte, wo man die Frauen nicht in einen Harîm einſchließen kann, iſt die wachſame Sitte noch ſtrenger und ängſtlicher.

Es gilt ſchon als unanſtändig, ſich nur nach der Frau eines andern zu erkundigen; über das Familienleben kann man daher wenig erfahren. Die Beduinen haben faſt durchweg nur eine Frau. Mehrere Frauen gleichzeitig zu haben wäre für den armen Beduinen ein Luxus, den er ſich nicht erlauben kann; denn eine Frau koſtet Geld. Im Sinaigebiet

herrscht eine andere Auffassung von Liebe und Ehe als z. B. in Aegypten. Während hier das Herz kaum eine Rolle spielt bei der Verheiratung, schon weil sich die Brautleute vorher nicht sehen können, kann sich bei den Beduinen das Mädchen wenigstens einer ihm unangenehmen Wahl seitens seiner Eltern widersetzen. Darüber teilt Burckhardt eine romantische Geschichte mit, die sich an den Djebel el Benât knüpft. Zwei Mädchen sollten an ungeliebte Freier verheiratet werden. Um diesem Schicksal zu entgehen, flüchteten sie sich auf jenen Berg und stürzten sich zusammengebunden hinunter. Der Beduine, den ich nach dieser Geschichte fragte, wollte zwar nichts mehr davon wissen.

Trotz dieser Anzeichen, die auf ein tieferes Gefühl schließen lassen, ist das Weib auf einer sehr niedrigen Stufe und ganz die Dienerin des Mannes. „Die Mädchen sind nichts wert", und die Geburt eines solchen erzeugt keinen Freudenlärm in einem Zelte. Diese Frauen sind noch Jahrtausende hinter unsern Frauenrechtlerinnen zurück. Die Wüste weiß noch nichts von Emanzipation; es gibt aber auch noch keine Frauenfrage, denn das numerische Verhältnis der beiden Geschlechter ist so, daß es keine unverheirateten älteren Mädchen gibt.

Ich hätte gern eine Mesamereh, eine Sing- und Tanzbelustigung der Beduinen, mitangesehen, wobei die Mädchen vor den entzückten Männern graziöse Tänze ausführen; aber es bot sich keine Gelegenheit dazu. Nach dem, was die Reisenden über dieses Volksvergnügen berichten, zeigt sich

wieder, daß die Sitte der Wüſte unverdorbener und naiver iſt als die der Städte, wo öffentliche Tänze von Mädchen meiſtens eher ein zweideutiges Vergnügen bedeuten.

Einen jungen Beduinen bat ich einmal, mir eine Hodjeineh, ein Liebeslied, zu ſingen, wie es die jungen Männer in ſchlafloſen Nächten thun. Ich konnte es ihm nicht verdenken, daß er einem Fremden nicht willfahrte. Um ſo größer war aber ſein Erſtaunen und ſein Vergnügen, als ich ihm ſelber eine ſolche Hodjeineh herſagte, wie ich ſie bei Burckhardt, der mehrere mitteilt, gefunden und notiert hatte. Es war ihm ebenſo unbegreiflich, wie daß ich wußte, wie ihre Stämme hießen, was für Traditionen ſie beſaßen ꝛc. Daß man etwas über ſie und ihre Einrichtungen aus Büchern erfahren könne, iſt den Beduinen unverſtändlich, und der Beſitz ſolcher Wiſſenſchaft erfüllt ſie mit unverhohlenem Staunen.

Die Sinaibeduinen ſind im Gegenſatz zu vielen ihrer Stammesgenoſſen als ehrlich bekannt. Diebſtahl kommt kaum vor oder wird wenigſtens von den verantwortlichen Perſönlichkeiten beſtraft. Mein Freund Paſtor Wedemann erzählte mir darüber eine hübſche Epiſode. An einem Lagerplatze vermißte einer der Reiſenden ſeine Börſe. Der Schech wurde, nachdem der Betroffene ſelbſt alles durchſucht hatte, davon benachrichtigt und aufgefordert, ſelbſt zu ſuchen. Auch er fand das Vermißte nicht. Eine Unterſuchung ſämtlicher Leute blieb ebenſo erfolglos. Je länger je mehr richtete ſich der Verdacht auf einen kleinen Jungen, der unterwegs um

seine Entlassung gebeten hatte. Der Schech sandte darauf einen seiner Leute zurück, um den Jungen zu suchen. Nach einiger Zeit kam der Beduine im Trabe zurück, indem er die vermißte Börse triumphierend in der Rechten schwang. Das Verfahren, das er nach seiner anschaulichen Schilderung mit dem bald gefundenen Jungen eingeschlagen hatte, um ihn zum Geständnis zu bringen, darf sehr einfach genannt werden. Er erzählte mit sehr bezeichnenden Gesten, wie er seinen Leibriemen abgeschnallt, dem seine Unschuld beteuernden Jungen um den Hals gelegt und „schweije, schweije“ (langsam, langsam) immer fester zugezogen habe. Zunächst habe der kleine Unhold unter immer stärkern Schwüren versichert, daß er das Geld nicht genommen habe; als er aber sah, daß die grausame Hand des Richters nicht nachließ, als er merkte, daß ihm die Luft allmälig wirklich auszugehen anfing, da legte er plötzlich ein volles Geständnis ab, bezeichnete den Ort, wo er die Börse vergraben hatte, und händigte dieselbe unversehrt dem Manne ein.

Die Prozedur zeigt immerhin, wie streng die Begriffe der Ehrlichkeit gelten, sobald einmal ein rechtliches Verhältnis zwischen zwei Personen geschlossen ist.

In der Wüste scheint sich die Behauptung zu erhärten, daß alle Beschränkung beglücke. Es ist für uns verwöhnte Europäer mit tausend leiblichen und geistigen Bedürfnissen fast unbegreiflich, wie zufrieden und glücklich sich der Beduine in seiner Beschränktheit und Bedürfnislosigkeit befindet. Er trägt kein Verlangen nach unserer Kultur. Von unseren

Maſchinen hört er mit Staunen reden, ohne ſie zu begreifen oder ähnliches zu begehren. Jeden Tag in die Schule zu gehen oder Militärdienſt zu thun oder regelmäßig das Feld zu bebauen iſt ihm ein Greuel. Den Fellah, der durch ſolche Dinge einen Teil ſeiner Freiheit einbüßt, verachtet er deshalb aufs tiefſte. Ein politiſches Vaterland kennt er nicht und liebt er nicht. Auf die Drohung hin, daß die Regierung einmal kommen werde, um Soldaten aus ihnen zu machen, lachten ſie und erwiderten: „Dann gehen wir nach Schâm (Syrien).“ Einer unter unſerer ſtolzen und freiheitsliebenden Schar zeichnete ſich durch einen beſonders hohen und ſtolzen Sinn aus. Er trug einen ziemlich ſtarken ſchwarzen Bart, ſo daß er im Ausſehen mich oft an einen der aſſyriſchen Großkönige erinnerte, wie ſie uns in gewaltigen Steinportraits erhalten ſind. Ich liebte es, mir wenigſtens den arabiſchen Babylonierkönig Hammurabbi ſo vorzuſtellen.

Ihre Welt iſt eine ſo ganz andere, daß es unmöglich iſt, ſie überhaupt mit unſerer abendländiſchen zu vergleichen. Wenn man vergleichen will, ſo darf man höchſtens in der Geſchichte der morgenländiſchen Völker nach Vergleichen ſuchen, und dort drängen ſie ſich allerdings von ſelbſt auf. Aus dieſen Vergleichen mag man Anſchaulichkeit gewinnen für die Entſtehungszeit zweier Religionen, der israelitiſchen und der muhammedaniſchen. Denn wenn es auch nicht mehr dieſelben Verhältniſſe ſind wie damals, ſo iſt es doch dieſelbe Luft, die wir atmen, derſelbe Geiſt, dieſelbe ſemitiſche Art, die ſich

treu geblieben sind durch die Jahrhunderte hindurch, dieselbe Sprachfamilie, über der etwas von der Monotonie der Wüste liegt, ja vielfach auch noch dieselben Sitten und Gebräuche, die sich bis ins Einzelne hinein erhalten haben.

Am liebsten sucht man natürlich nach den Spuren Israels. Zwar hatte Israel sicherlich den Einfluß ägyptischer Kultur erfahren und war vielleicht auch bereits von der der großen asiatischen Reiche gestreift worden; es wurde zu einem Kulturvolk, während die Beduinen jetzt noch als die wahren Feinde der Kultur zu betrachten sind; aber trotzdem findet man vieles, was einen an jene Zeit und jene Anschauungen erinnert. Unsere Phantasie büßt hier weniger ein als im heiligen Lande, wo die heutigen, trostlosen Zustände oft ernüchternd auf unsere neutestamentlichen Vorstellungen einwirken, wie es auch Naumann ergangen ist. Der Pilger, der die lieben neutestamentlichen Gestalten, so wie sie uns die abendländische Auffassung seit Jahrhunderten in die Seele geprägt hat, in das heilige Land mitbringt und sie dort gehen und leben sehen möchte, muß oft erfahren, daß sie dort keinen rechten Platz haben, daß manch liebes Stück Kindervorstellung versinkt, weil das Land, die Verhältnisse sie nicht mehr zu tragen vermögen.

Der Vergleich des Wüstenlebens und der Nomadenstämme mit dem wandernden Israel ist weniger ernüchternd, sondern belehrend und belebend, wenn man schon auch hier trotz aller Verwandtschaft des Blutes und der Sitte vorsichtig sein muß in Vergleichen.

Wie oft ſagte ich mir unterwegs: Siehe da, Israel! Wenn wir jenem Schech, der jetzt in ärmlichem Gewande mit ſeinen zwei Kamelen uns begleitet, Schafe, Rinder, Kamele, Knechte und Mägde geben, warum ſollte er nicht ſo ausſehen wie Abraham ungefähr ausgeſehen hat? Sollten nicht Iſaak und Ismael ſich ebenſo gezankt haben wie jene kräftigen Beduinenjungen vor dem Zelte! Von Abraham an kommen uns überhaupt in der Wüſte die bibliſchen Geſchichten verwandter und vertrauter vor als die frühern, die ein fremdes Geſicht tragen. Die Harimszwiſtigkeiten des großen Schech Ibrahim, wie Abraham wohl heute genannt würde, und Jakobs begreifen ſich leicht in dieſem Lande und unter dieſem Volke. Die wunderſchöne Geſchichte der Begegnung Iſaaks und Rebekkas atmet nicht nur echt morgenländiſchen Geiſt, ſondern auch die Sitte ſelbſt erſcheint uns vertraut und wohlverſtändlich in unſerer Umgebung. Die rätſelhafte Erzählung von der Beſchneidung Moſes erhält, wenigſtens von altarabiſchen Vorſtellungen her, neues Licht. Oder wenn wir den Beduinen von unſerm Konſervenfleiſch gaben und ſie ſich vorſichtig erkundigten, ob kein Chanſir, kein Schweinefleiſch darunter ſei, bevor ſie aßen, ſo drängte ſich der Gedanke an jenes israelitiſche Geſetz von den reinen und unreinen Tieren von ſelber auf, zugleich mit dem andern, daß dies offenbar urſemitiſche Gewohnheit war, die wie ſo manche andere Gebräuche und Ueberlieferungen exiſtierte, bevor ſie litterariſch aufgenommen und kodifiziert wurde. Jenes Opferfeſt, von dem ich oben erzählte, legt den Gedanken an alt-

israelitische Sitte nahe, wonach jede Schlachtung ein familiäres Opferfest war. Das Blut hat noch jetzt eine ähnliche Bedeutung wie im alten Israel; es wird an heilige Stellen gestrichen wie an die Thüre der Moschee auf dem Djebel Mûsa; auf keinen Fall wird es gegessen. Das furchtbare Gesetz, wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden, existiert noch heute zu vollem Recht in der Wüste in der Sitte des thar, der Blutrache. Die Sitte scheint uns barbarisch und unmenschlich, und doch mag der berühmte Schech Ibrahim, Burckhardt, recht haben, wenn er es gerade dieser blutigen Sitte zuschreibt, daß sich die wilden und uneinigen Beduinenstämme noch nicht untereinander aufgerieben haben. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben! Das weiß jeder, und der Gedanke an die Blutrache, jedem gegenwärtig, hält manchen tötlichen Streich zurück und heiligt das Leben. Wer es vernichtet, wird unstät und muß selbst sein Leben lassen — es ist das Recht der Wüste, hart und furchtbar wie sie selbst. Die Bestellung Bileams zum Fluchen und Beschwören findet in der Sucht der Beduinen, Beschwörungen anzustellen, heute noch ihre Analogie. Wie damals der Aramäer so steht heute der Moghebiner, der westliche Araber, im Rufe, Zauberkräfte zu besitzen, die man besonders gerne zur Hebung von Schätzen verwenden möchte. Es ist jeder Beduine ein solcher Abdallah jenes Chamissoschen Gedichts, erfüllt mit unersättlichem Durste nach verborgenen Schätzen. Der orientalische Schatzgräber, natürlich auch arm an Beutel, ist nicht so selten unter einem Volke, dessen Phantasie erfüllt ist von Dämonen und Zaubergeschichten.

Die heiligen Steine und Bäume, die dem israelitiſchen Volke ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, ſtehen hier noch in vollem Anſehen.

Die Gaſtfreundſchaft, die in der Wüſte ſo groß iſt wie nirgends auf der Welt, erinnert uns wieder an israelitiſche Sitte, an Abraham und Lot, die es als eine große Ehre anſehen, wenn ſie drei müde Wanderer bewirten dürfen.

Die Scheidung der Israeliten in verſchiedene Stämme, die ſich trotz ihres Bewußtſeins der Zuſammengehörigkeit gelegentlich auch bekämpften, hat heute noch ihre Analogie in der Bewohnerſchaft der Halbinſel.

Die ganze Art und Weiſe zu leben, zu wandern können wir uns auch für die Israeliten nicht anders vorſtellen, als wie die Beduinen es heute noch thun; denn die Wüſte erlaubt nicht verſchiedene Arten der Lebensführung; auch der Europäer, der lange in der Wüſte lebt, bequemt ſich ſchließlich zu der Lebensweiſe der Beduinen als der einzigen, die auf die Dauer in ſolcher Umgebung möglich iſt.

Aber ſo zahlreich auch die Züge, Sitten und Gebräuche ſind, die wir hier aus uralter, uns wohlbekannter und liebgewordener Zeit mit wunderbarer Treue von einem verwandten Volke aufbewahrt finden, ſo bleibt doch für Israel ein Etwas übrig, das ihm bei dieſen Vergleichen vor allen andern Völkern zu eigen gehört: ſein religiöſer Beſitz.

Es fällt uns trotz dem Gedanken an Muhammed und die Kultur, zu der er den Anſtoß gegeben hat, ſchwer, uns vorzuſtellen, daß dieſe Stämme jemals auf eine Höhe kommen

könnten, wie Israel sie erreicht hat vor allen andern Völkern, daß sie jemals einen Jesaia oder Jeremia hervorbringen könnten. Diese Männer waren gewiß nur möglich, weil es einmal einen Mose gegeben hat. An ihm prallen auch alle Vergleiche ab. Auch der würdigste, weiseste und mächtigste Schech ist nicht im stande, uns etwa wie für Abraham ein Bild der Vorstellung für Mose liefern zu können. Er trägt etwas an sich, das den Vergleich zurückweist. Darum heißt er auch schlechtweg der Mann Gottes.

Außerdem tritt uns hier der gewaltige Unterschied entgegen, daß Israel eine Geschichte erzeugt hat, die Beduinen aber noch immer ein Volk ohne Geschichte sind. Wie reich, abgesehen von ihrem Ursprung und ihrer historischen Verwendbarkeit, ist die Tradition Israels geflossen, wenn wir sie mit den kärglichen und verworrenen Ueberlieferungen der Beduinen über ihre Vorzeit vergleichen!

* * *

Auftauchende Palmbäume schnitten alle derartigen Betrachtungen ab. Wir waren durch einen engen Felseinlaß, el-Buweb, das Pförtchen, genannt, in die herrliche Oase Firân eingeritten. Nachdem wir einen ganzen Tag lang durch öde Wüste geritten waren, befanden wir uns plötzlich inmitten des üppigsten Palmenhaines. Palmen in der Wüste! Wo es Palmen gibt, da gibt es auch Wasser. Und welch herrliches, klares Wasser! Ein kleines Bächlein rieselt munter durch das Thal. Niemand weiß, woher es kommt; es ist

plötzlich da wie durch ein Wunder und ebenſo verſchwindet es auch wieder am Ende des Thales.

Wir ſprangen ab und legten uns wie Gideons Leute platt an des Baches Rand, um in vollen Zügen zu trinken.

Ein unbeſchreibliches Wonnegefühl erfüllte uns, als wir

Oaſe Fîrân.

zu Fuß durch das ſchöne Thal zogen. Hatten wir in der Wüſte, wo unnötiges Sprechen und Singen nur die Kehle austrocknet, ſchweigen gelernt, ſo brach jetzt die Lebensluſt angeſichts dieſer lachenden Pracht ungehindert hervor.

Auch die Beduinen waren wie wir ſelbſt plötzlich ganz andere Menſchen geworden. Einer, der in der Nähe wohnte,

bat uns um Urlaub, um sein junges Weib zu besuchen. Er suchte dabei an unsere abendländischen Gefühle zu appellieren, indem er sagte: „Ich will gehen und meine Madama sehen.“ Wie dieser Ausdruck seinen Weg in die Wüste gefunden hatte, blieb uns dunkel; lachend entließen wir den braunen Burschen.

Die Oase, die sich etwa eine Stunde weit zwischen engen, hohen Bergen dahinzieht, ist dicht mit hochstämmigen Palmbäumen erfüllt, zwischen denen niederes Palmengebüsch aus dem Boden schlägt, so daß die mächtigen Blätter, denen der Stamm noch ganz fehlt, geradezu aus dem Boden herauswachsen. Burckhardt erzählt noch von Dumpalmen, die er in dieser Oase gesehen habe; uns kamen keine solchen mehr zu Gesicht. Jeder Palmbaum hat seinen Besitzer; ein großer Teil gehört dem Kloster. Sie liefern in guten Jahren eine gewaltige Dattelernte, da ein Baum unter günstigen Verhältnissen mehrere Zentner Datteln trägt. Diese werden zu einem Brei zerstoßen, der in kleine Säcke aus Ziegenfell eingenäht wird und als Dattelwurst in den Handel kommt.

Das Bächlein machte uns die lieblichste Musik; wir selbst sangen frohe Wanderlieder, und war das nicht eben eine Amsel, die uns da oben aus dem Palmengebüsch antwortete?

Vor uns her flohen Weiber und Kinder und verkrochen sich in ihre Stroh- und Binsenhütten, während sämtliche Hunde des Thales in Aufregung gerieten und uns bei der Annäherung an eine solche Hütte mit wütendem Gebell empfingen.

Die Oaſe läuft aus in einen freien Platz, in welchem das Wadi Firân, Wadi Alejât und Wadi Adjéle zuſammenſtoßen. Die Palmen und das Gebüſch verſchwinden, und nur das Bächlein plätſchert noch durch den Sand.

Hier thut ſich vor dem erſtaunten Auge ein wunderbares Bild auf: Der Serbâl zeigt ſich nach einer letzten Biegung des Weges plötzlich in ſeiner ganzen Breitſeite. Nicht mit Unrecht hat man ihn den Fürſten der Wüſte genannt; denn was trotzige Wildheit der Formen, Kühnheit der Umriſſe und impoſantes Hinaufſtreben betrifft, hat er ſeinesgleichen nicht auf der Halbinſel. Unſagbar trotzig ſteigt er in den blauen Himmel hinauf, gleich als wollte er jeder Beſteigung Hohn ſprechen. Von ſeinem Fuße bis zum Scheitel erkennt das Auge keinen grünen Fleck, der auf irgend welche Vegetation ſchließen ließe. Nur an wenigen Stellen duldet der Granit, wie wir ſpäter ſahen, kümmerliche Wüſtenpflanzen.

Ende der Oaſe Firân.

Der Serbâl und das Wadi Alejât.

Der Serbâl ſteht weniger in der Mitte des Gebirgsſtockes der Halbinſel und iſt weniger hoch als der Djebel Katherîn; aber die Ausſicht von ſeinem Gipfel hat doch den Berichten aller Reiſenden zufolge ihre Eigenart, da er näher am Meere und mehr von andern Bergen iſoliert iſt. Er beſteht aus fünf Zacken, deren höchſte el-Medauwa heißt, was Leuchthaus bedeuten ſoll.

Der Schlangen und Moskitos wegen ſchlugen wir unſer Lager nicht am Bache ſelbſt auf, ſondern in der Richtung nach dem Serbâl hin, an der Stelle, wo ſich Wadi Alejât und Wadi Adjêle von einander trennen.

Es war ſchnell dunkel geworden, und wir mußten beim Scheine eines Kerzenlichtes mühſam aus den Tiefen unſerer Kameltaſchen heraufſuchen, was wir zum Abendbrot brauchten.

Am andern Morgen machten wir uns frühe auf, um den Serbâl zu beſteigen. Natürlich auch da vorher die uns längſt bekannte Feilſcherei mit dem Führer, der uns hinaufbegleiten ſollte. Nachdem wir Allah mehrere Male gebeten hatten, daß er ihn erleuchten möge, kamen wir endlich überein und brachen auf.

Der Weg führt durch das Wadi Alejât, das mit vielen Tarfa- und Sejalbäumen bewachſen iſt, die da und dort zwiſchen den ungeheuren Felsblöcken ſtehen, mit denen das ganze Thal überſäet iſt. Schon unterwegs litt ich unter dem mangelhaften Zuſtand meines Schuhwerks. Als wir aber dicht unter der ſenkrechten Serbâlwand in einer engen Schlucht aufwärts klettern mußten, wo jeder Weg aufhörte und die

spitzen, harten Felsstücke sich empfindlich durch die zerrissenen Sohlen spürbar machten, da war endlich in halber Höhe ein kleiner Schuhnagel, der nicht zu beseitigen war, stärker als meine Willenskraft. Ich mußte es aufgeben, weiter zu klettern und vermochte nur einen der nächsten Gipfel zu ersteigen, der eine schöne, wenn auch nicht so umfassende Aussicht bot. Mein Freund kletterte weiter. Ein Schuß gab mir das Zeichen, daß er den Gipfel erreicht hatte, dessen Besteigung er als viel schwieriger schilderte als die des Djebel Katherin. Mit großer Freude vernahm ich, daß er oben auf der Spitze die Spuren einer frühern Expedition meines Freundes Wedemann gefunden hatte.

Die Aussicht besteht natürlich wieder aus denselben Elementen, wilden, schroffen Berghäuptern, tiefen, zerrissenen Schluchten, dem Meere, und als neues kommt hinzu das grüne Band der Oase Firân. Besonders nach Süden, wo sich noch unbetretene Gebiete finden, soll die Aussicht von erschütternder Großartigkeit sein. Dort befinden sich auch die Ruinen eines alten Klosters, Der Sigillîye, und die Reste einer wohlerhaltenen Straße. Am Serbâl selbst finden sich viele Spuren von Eremitenwohnungen, Treppen und namentlich eine große Zahl sinaitischer Inschriften, die auch schon unten im Thale auftreten.

Unterwegs zeigte uns unser Führer, der den ganzen Weg barfuß gemacht hatte, die Spur eines Leoparden. Merkwürdigerweise haben wir nie Steinböcke zu Gesicht bekommen, die sonst, wenigstens in den abgelegenern Gebieten,

nicht ſelten ſind und von den Beduinen gejagt werden. In der flachern Wüſte ſahen wir einmal einige Gazellen in der Ferne vor uns flüchten. Schlangen kommen häufig vor, auch giftige. Einer der Beduinen, der mich auf der Hinreiſe begleitete, hatte einen Finger durch Schlangenbiß verloren. Nach ſeiner Erzählung hatte ihm ein Reiſender, den er begleitete, zugerufen, eine Schlange lebendig zu fangen und ihm verſprochen, daß ſie ihn nicht beißen würde. Sie that es aber trotzdem, ſo daß er gezwungen war, ſeinen Finger abzuhacken, um nicht die Hand oder gar das Leben zu verlieren.

Als wir wieder am Lagerplatz angekommen waren, war Glaue unterdeſſen mit der großen Karawane eingerückt. Unſer Lager hatte ſich ſehr vergrößert; viele Beduinen der Oaſe kamen hinzu, um ihre Freunde zu begrüßen und uns neugierig zu betrachten, und es herrſchte mit einem Schlage ein reges Leben auf dem geräumigen Platze.

Aber was wollte dieſes Leben bedeuten neben dem verſchwundenen, das einſt dieſe Thäler erfüllt hatte!

Es iſt nämlich zweifellos, daß die Oaſe das alte Pharan iſt, das ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt eine Biſchofsſtadt und Centrum vieler anachoretiſcher Niederlaſſungen wurde. Gerade unſerm Lagerplatz gegenüber lag der zirka 30 Meter hohe Hügel el-Meharret, auf dem ſich die Ruine einer alten chriſtlichen Kirche befindet. In den wilden Thälern ringsum, in Schluchten, Höhlen und dem harten Fels abgerungenen Wohnungen lebte eine Menge

frommer oder fromm sein wollender Männer, die der heilige Nilus in Coenobiten, Anachoreten, Eremiten, Asketen, Styliten, Recluſi, Solitarier, Orantes, Lauriten, Religioſi, Philoſophantes, Gyrovagi, Circellionen einteilt, Menſchen, die vor dem Leben, vor der Sünde, vor der Freude, vor dem Weibe in die Wüſte geflohen waren, um hier ein gottſeliges Leben führen zu können. Aber was wir aus erhaltenen Dokumenten wiſſen, zeigt uns nur, daß viele unter ihnen ſich ſelbſt nicht entfliehen konnten, und daß ſie die Gedanken und Verſuchungen, die ſie fliehen wollten, auch in die Wüſte brachten.

Aus den Schriften des heiligen Nilus, der ſich in dieſe Einſamkeit zurückgezogen hatte, erfahren wir, daß ſich viele hilfeſuchend an ihn, den Bewährten, wandten, damit er ihnen helfe gegen die Anſtürme der Verſuchung. Es iſt uns eine ganze Anzahl ſolcher väterlicher Ermahnungsbriefe erhalten, die er an die Hilfeſuchenden richtete. Dem Mönche Maurianus ſchreibt er: „Die Verſuchung einer unerträglichen Traurigkeit und Mutloſigkeit ſollſt du zerſtören können durch häufige Thränen, rechte Hoffnung und durch die Sehnſucht nach dem allerſüßeſten Heiland Jeſus.“ Dem Gallus: „Was hat deine Wanderung, deine mühſame Arbeit und grenzenloſe Anfechtung für einen Zweck, wenn du in deinem Herzen wieder nach Aegypten zurückkehrſt und dich durch Briefe mit den Familiengliedern in Verbindung erhältſt und durch dieſe Verwandtenliebe von dem Wege zur Vollkommenheit abirrſt?“ Den Cyrillus ſchilt er wegen ſeines Murrens, einen andern wegen ſeines geiſtlichen Hochmuts. Dem Styliten Nikander,

wahrſcheinlich aber nicht im Sinaigebiet, ſchreibt er: „Es iſt abſurd, auf einer hohen Säule zu ſtehen, allen ſichtbar und angeſehen, innerlich aber von andern Gedanken abgezogen zu werden, nichts, das der göttlichen Dinge würdig, zu erſtreben und nur ſüßlich zu ſchwatzen mit den Weibern.“ Dem Cyrill verbietet er, die Frauen anzuſchauen, wenn es nicht gerade nötig ſei. Noch herber ſchreibt er dem Bibillus, er dürfe nicht einmal im Traume das Antlitz eines Weibes anſchauen, ebenſowenig mit ihnen verkehren oder lachen oder eſſen und überhaupt keinen Sinn mit ihrem peſtbringenden Anblick erfüllen. Den Eugenius demütigt er, er habe noch nicht einmal fünfzehn Jahre im Mönchsleben zugebracht und halte ſich ſchon für vollkommen, da er doch noch nicht einmal wiſſe, was ein Streit mit den Dämonen ſei, noch ein Fauſtkampf mit dem Teufel. Den Mönchen Laurentius, Fauſtus, Epinikus ſchreibt er: „Fürchtet nicht die Angriffe der böſen Dämonen, nicht die Erderſchütterungen, die Blitze, die Barbaren, die Biſſe der Drachen, nicht der Schlangen Geziſch und nächtlichen Angriff, nicht das Gelächter und die Verſuchungen unreiner Geiſter.“ Er empfiehlt dagegen Nüchternheit, Faſten, Gebet, Pſalmen, Kniebeugen, Wachen, langes Liegen auf den Knieen, Leſen, Ruhe, Friede, Demut, Zeichen des Kreuzes, Händearbeit. Von einem Einſiedler hören wir, daß er ſich in die Einſamkeit zurückgezogen habe, damit er niemand um ſich habe, über den er zornig werden könnte. Nilus erinnert ſeine Schützlinge beſonders auch an die Verſuchung des Herrn und an Moſe und Elia, die Bürger dieſer Einſamkeit geweſen ſeien.

Wir sehen da in eine Welt von Kämpfen hinein, die sich in dieser weltverlorenen Einsamkeit abgespielt haben, gefährlicher und aufreibender, als wenn die Sarazenen die stillen, sich selbst ertötenden Mönche überfielen. Aus den Ueberresten scheint hervorzugehen, daß diese Gegend dichter von Anachoreten bevölkert war als die Umgebung des jetzigen Sinaiklosters. An den Bergwänden findet man eine Masse Gräber, in denen zu Makrizis Zeiten noch die Leichen gelegen haben sollen. Auch ist es Thatsache, daß die später zu besprechenden sinaitischen Inschriften in diesen Thälern und gerade am Serbâl häufiger vorkommen als am Djebel Mûsa, wenn sie auch dort nicht ganz fehlen.

An andere, bedeutungsvollere Kämpfe erinnert uns diese Oase noch. Fîrân, Pharan, ist schon nach der Meinung älterer Schriftsteller aller Wahrscheinlichkeit nach der Schauplatz der großen Amalekiterschlacht bei Raphidim. Auf dem Hügel el-Meharret soll Moses gestanden sein, dessen betende und segnende Hände nicht müde werden durften, wenn Israel siegen sollte. Palmer hat auch in der That auf diesem Hügel auf einem Plättchen das eingeritzte Bild eines Mannes mit emporgehobenen Armen gefunden, was darauf zu deuten scheint, daß dieser Hügel in früherer Zeit als Schauplatz jener Erzählung angesehen wurde. Ausgangspunkt des Auszuges der Kinder Israel und Ziel desselben sind durchaus umstritten; welcher der Berge der Halbinsel der Sinai des Exodus sei, ist eine Frage, die die verschiedensten Antworten gefunden hat. Daß aber die Schlacht bei Raphidim, die den

Amalekitern geliefert wurde, am Eingang dieſer Oaſe ſtattfand, wird trotz einiger weniger gegenteiligen Behauptungen faſt von den meiſten, die den Sinai auf der Halbinſel ſuchen, angenommen, und dieſe Annahme wird vielfach geradezu als Ausgangspunkt für die Beſtimmung des Sinai der Schrift benützt.

Die feſten, unveränderlichen Punkte, um die ſich im Orient alles dreht, ſind die Quellen, und die meiſten Kleinkriege ſind, wie ſchon die Bibel zeigt, Kämpfe um den Beſitz derſelben. Wenn ſie nicht geradezu verſchüttet werden, ſo ſind ſie bei der Quellenarmut eines trockenen Landes die Orte, die am leichteſten nach der Geſchichte zu identifizieren ſind. Es iſt daher wohl anzunehmen, daß die reiche Quelle des Firânthales damals ſchon exiſtiert und die fruchtbare Oaſe geſchaffen habe. Es iſt erklärlich, daß die Amalekiter ſie nicht ohne Kampf preisgeben wollten an ein hergelaufenes Volk. Und ſo fand wohl vor dieſer Oaſe jene denkwürdige Schlacht ſtatt, die erſte, in der die Kinder Israel den Krieg lernten. Mit verdoppeltem Jubel zog die ſiegreiche Schar unter der Führung Joſuas in die Oaſe ein, jubelnd über den Sieg, den Moſe von Jahve erfleht hatte, und jubelnd über die erquickenden Quellen nach dem langen Zuge in der Wüſte. Wahrſcheinlich hat Israel die fruchtbare Oaſe nicht ſo ſchnell wieder verlaſſen. Die Nähe der Oaſe iſt einer der Gründe, warum neuere Gelehrte, namentlich Burckhardt, Lepſius und Ebers, den Serbâl als Berg der Geſetzgebung anſehen. Die Frage wird weiter unten noch zur Beſprechung kommen.

Vom Wadi Firân nach Suez.

Hesy el-Chattâtin. — Das Wadi Mokatteb und die sinaitischen Inschriften. — Wadi Maghâra und die ägyptischen Bergwerke. — Ueber den Paß Nakb el-Budra. — Râs Abu Zenime. — Lager am Roten Meer. — Hammâm Far'ûn. — Der Anschauungsunterricht der Wüste für das Verständnis der Wanderung Israels. — Die Bedeutung Mosis und des Zuges in die Wüste. — Wadi Gharandel. — Ayûn Mûsa. — Abschied von der Wüste.

Gegen Abend ließen wir die Wasserfässer aus dem Bächlein füllen. Wir selbst wuschen uns und badeten noch einmal in dem klaren Wässerchen, weil wir wußten, daß von jetzt an für den weitern Teil unserer Reise das Waschen unerlaubter Luxus sei; denn in der quellenarmen Gegend zwischen Firân und Suez braucht man das Wasser zum Trinken und Kochen. Die Beduinen beluden die Kamele, wobei jeder seinem Tier die leichteste Last aufzuladen versuchte.

Unweit der Oase, die wir nun verließen, kamen wir an dem Felsen Hesy el-Chattâtin vorbei, dem Mose, wie einem Felsen am Djebel Mûsa, Wasser entlockt haben soll. Wir werden später sehen, daß sich zwischen Serbâl und Djebel Mûsa ein gewisser Parallelismus findet, der sich bis in Einzelheiten hineinzieht.

Die Ränder des Wadi zeugten auch hier von der Gewalt der Fluten, die in der Gewitterzeit durch das Thal stürzen. Leider war es uns versagt, ein Gewitter in dieser Wüste mit anzusehen, das nach dem Urteil verschiedener Reisender zum Großartigsten gehört, das man sich denken kann. Wir mußten uns damit begnügen, daß unsere Phantasie, angestachelt durch die brennende Hitze, imaginäre Wolken über die Berge hinaufziehen ließ und sich die Wonne ausmalte, unter Blitzen und Donnern ein erfrischendes Bad zu genießen. Aber während der ganzen Reise hatte kein Wölkchen, nicht einmal so groß wie eine Manneshand, den blauen Himmel zu bedecken vermocht.

Nach wenigen Stunden überraschte uns die Nacht. Schnell wurde abgesattelt, und im Nu prasselte ein lustiges Feuer. Aber wir blieben nie lange beim Lagerfeuer sitzen, sondern jeder suchte sich nach dem Abendbrot bald einen geeigneten Platz und wickelte sich in seine Decke.

Da der Mond sehr spät aufging, standen wir meist sehr früh auf, um halb zwei Uhr, um noch in der Kühle der Nacht reiten zu können. Diese Morgenstunden waren immer ein einzigartiger Genuß.

Der Aufbruch geschah oft so rasch, daß wir nach wenigen Minuten im Sattel saßen. Da die Kamele gewöhnt sind, hinter einander zu gehen, war es mühselig, sich zu unterhalten. Oft sprach stundenlang keiner ein Wort. Die Träume der Nacht, die jäh unterbrochen worden waren, spannen sich weiter, und das Licht des Mondes war so mild, daß es ihre

Gebilde nicht zerstörte. Der Mond war halb und zwar in einer Lage, wie wir sie bei uns in Europa nie sehen, gleichsam liegend wie ein ausgehöhltes Schiffchen, das da oben auf ungeheurem blauem Meere dahinschwimmt.

Dieser liegende Halbmond ist so charakteristisch, daß er wohl Symbol einer großen Religion werden konnte — aber doch ein bedeutsames und ungünstiges Symbol; denn diese Stellung des Gestirns, das durch fremdes Licht leuchtet, läßt sich als abnehmender Mond deuten.

Der Sonnenaufgang war immer ein Ereignis. Die Berge im Osten bekamen helle Ränder; es regte sich am östlichen Himmel; man sah, dort hinter jenen Granitwänden ging etwas vor. Morgenrot lacht voraus. Die Sterne flüchten sich in die dunklern Tiefen des Himmels. Die Träume verbergen sich wieder in den tiefsten Falten der Seele; denn der König des Tages duldet kein solches nächtliches Gesindel unter seinem Regimente. Da plötzlich blitzt sein Auge hinter den Bergen hervor, und Luna verliert entsetzt alle Farbe vor solcher Thatenlust. Mit mächtigem Schritte kommt er hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freuet sich, wie ein Held zu laufen den Weg.

Man begreift in der Wüste, wo sie alles beherrscht, so gut, daß die Sonne den alten Völkern ein Gott war, den man fürchten und anbeten mußte, der Dienst und Opfer verlangte.

Der Charakter der Landschaft änderte sich zusehends. Die großen Formen der Berge verschwanden. Die Wadis wurden

breiter und ſandiger, die Höhenzüge, die ſie einfaßten, niedriger und einförmiger.

Gegen Mittag ritten wir durch das Wadi Mokatteb, das Thal der Inſchriften, das den Gelehrten viel Kopfzerbrechen verurſacht hat. An einem niedern Höhenzuge findet ſich eine Unzahl von Buchſtabenzeichen, die flüchtig in den Fels eingeritzt und teilweiſe mit unbeholfenen Zeichnungen

Wadi Firân in ſeinem untern Teile.

geſchmückt ſind. Schon Cosmas Indikopleuſtes, der im 6. Jahrhundert hier durchreiſte, bemerkte dieſe merkwürdigen Inſchriften und hielt ſie für Zeugniſſe der wandernden Israeliten. Dieſem Glauben verdanken die Inſchriften ihre erſte Erforſchung; ein engliſcher Biſchof ſetzte in apologetiſchem Intereſſe einen Preis dafür aus.

Die Schwierigkeit, diese Inschriften zu entziffern, war dieselbe wie bei den Hieroglyphen: sie waren in einer unbekannten Schrift geschrieben, zudem so flüchtig und unbeholfen eingeritzt, daß die Form einzelner Buchstaben oft mehrfach gedeutet werden konnte. Endlich erleichterte keine Uebersetzung in eine bekannte Sprache wie beim Stein von Rosette die Entzifferung. Diese war darauf angewiesen, durch paläographische Vergleichung altsemitischer Schriftzeichen unter Anwendung von viel Scharfsinn und Geduld das wahrscheinliche Alphabet herzustellen, wobei wie immer Eigennamen besonders wertvoll waren.

Durch die Entzifferung wurde allerdings keine große Weisheit an den Tag gebracht. Es dünkt uns fast der großen Mühe und Geduld unwert, wenn dabei nichts größeres herauskommt als die nicht gerade welterschütternde Kunde, daß ein gewisser Abdallah auch dort gewesen ist und durch die vielsagende Touristeninschrift wenigstens dokumentiert hat, daß er schreiben konnte. Und doch sind es oft solche scheinbar wertlose Steine und Steinchen, mit denen die Wissenschaft weiterbaut, sei es nun Paläographie oder Archäologie oder Linguistik. Ja, oft ist sogar die ernste, hehre Klio dankbar dafür, was ein ungelenker Griffel in einen weltabgelegenen Stein gemeißelt, und liest mit Seherblick aus und zwischen den wenig sagenden Zeilen.

Es hat sich herausgestellt, daß für diese Inschriften von der Urheberschaft Israels keine Rede sein kann. Es sind nabatäische Inschriften vom ersten vorchristlichen Jahrhundert

an abwärts in einem semitischen Dialekt, der zwischen Arabisch und Aramäisch steht.

Wichtiger noch als der Inhalt, der meistens nichtssagend ist, erscheint der Ort und die große Anzahl dieser Inschriften, die sich auf der ganzen Halbinsel zerstreut finden, hauptsächlich aber doch an der Straße nach dem Serbâl und auf diesem selbst. Waren es Touristen, Händler, Wallfahrer, Hirten, die sich hier verewigten? War der Platz ein Festort oder nur ein beliebter bequemer Lagerplatz oder ein allgemeiner Marktplatz? Wurde Baal oder Dusare oder der lebendige Gott hier verehrt? Die sichere Beantwortung dieser Frage würde neues Licht auf die Frage nach dem Sinai der ersten christlichen Jahrhunderte werfen.

Gegenüber dem Dunkel, das noch auf diesen Fragen liegt, ist wenigstens die Klarheit anerkennenswert, in welcher sich ein Soldat auf Griechisch über die Christen ausgesprochen hat: „Ein schlecht Gesindel das! Ich, der Soldat, schrieb's ganz mit meiner Hand."

Das Wadi Mokatteb mündet in das Wadi Maghâra, das altägyptische Bergwerke enthält. Schon die ersten Könige der vierten Dynastie, Snefru, Chufu (Erbauer der sogen. Cheopspyramide) ließen, den Inschriften zufolge, hier nach Mineralien graben, hauptsächlich zur Gewinnung von Kupfererzen und wohl auch Türkisen. Verglichen mit dem Alter jener Inschriften und Stellen erscheint uns der Auszug der Kinder Israel verhältnismäßig jung. Als Völker wie Israel oder die Griechen noch unmündig in der Zeiten Wiege lagen,

da war die ägyptische Geschichte und Kultur schon eine Greisin, und wir können an diese Geschichte nicht anders herantreten als mit derselben Ehrfurcht, die wir dem Alter auch im menschlichen Verkehr erweisen.

Ebers, der als Aegyptologe die Ueberreste untersuchte, hält Wadi Maghâra für das Dophka des israelitischen Stationenverzeichnisses. Er hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Mose den Zug der Israeliten hieher gelenkt habe, um israelitische Landsleute, die zur Frohnarbeit in den Minen verurteilt waren, zu befreien und sich auch in den Besitz der Wasservorräte zu setzen, die notwendigerweise für die Minenarbeiter und die Besatzung hier angelegt sein mußten. Er schließt dies aus einer Notiz des Diodor und des Manetho, wonach der König, um die Götter zu schauen, das Land von den Unreinen und Aussätzigen gereinigt und diese in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche geschickt habe. Es ist wohl möglich, daß darunter die Fremdlinge und namentlich Hebräer verstanden waren, die ja nach ihrer eigenen biblischen Erinnerung als Viehhirten den Aegyptern ein Greuel waren.

Es ist allerdings auffallend, daß das letzte Denkmal ägyptischer Könige von Ramses II., dem sogenannten Pharao der Bedrückung, herrührt, dagegen nichts mehr sich findet von seinem Nachfolger Menephta, der von einer Anzahl von Gelehrten, allerdings nicht ohne Widerspruch, als der Pharao des Auszuges angesehen wird, obschon er nach einer ägyptischen Quelle im Frieden und in hohem Alter gestorben sein soll. Es ist nicht unmöglich, daß das Aufhören von Nachrichten

gerade um die Zeit des Auszuges mit dieſem zuſammenhängt, daß die ägyptiſche Beſatzung von den Israeliten überwältigt, etwaige israelitiſche Frohnarbeiter befreit und bei dieſem Anlaß die Mineneinrichtungen zerſtört wurden, ſo daß die ſpätern Könige ihre Arbeiten lieber bei Sarbût el-Châdem fortſetzten. Die dortigen Inſchriften ſchließen ſich der Zeit nach ungefähr an die letzten von Wadi Maghâra an. Zwar berichtet die Bibel nichts von ſolchen Kämpfen oder einem Widerſtande; aber die älteſten Ueberlieferungen über den Wüſtenzug ſind ſo wie ſo ſpärlich, und das Fehlen ausführlicher Nachrichten über Kämpfe mit der ägyptiſchen Beſatzung ließe ſich am Ende auch durch den freiwilligen Rückzug derſelben vor der Uebermacht Israels erklären.

Jedenfalls hat der Betrieb dieſer Bergwerke nicht wenig dazu beigetragen, den Holzwuchs der Halbinſel zu verringern, was gewiß auch von Einfluß auf die Witterungsverhältniſſe reſp. die Niederſchläge war.

Schon zu wiederholten Malen verſuchte man in abenteuerlichen Erwartungen die Türkisminen wieder auszubeuten. Man ſieht auf dem iſolierten Hügel in Wadi Maghâra jetzt noch die Reſte der Behauſung des Majors Mac Donald, der durch dieſe ſeine Beſtrebungen ein trauriges Ende fand. Seitdem ſind die Minen verlaſſen; doch teilte mir mein Freund Paſtor Hermes mit, daß er auf einer ſeither unternommenen Sinaifahrt die Türkisminen wieder in Betrieb gefunden habe.

Aus dem Wadi Maghâra führt der Weg über einen

ziemlich steilen und mühsamen Paß, Nakb el-Budra. Wir stiegen ab und gingen zu Fuß. Wir hofften noch weit genug zu kommen, um wenigstens in der Ferne noch das Meer erblicken zu können; aber wenn wir glaubten, einen freien Ausblick zu gewinnen, so schob sich wieder ein neuer Hügelzug vor, bis wir endlich von der Dunkelheit überrascht wurden und die Karawane zu erwarten genötigt waren.

Wüstenrast.

Selim Susa, der Dragoman und Koch meiner beiden Freunde, hatte die Wüste satt. Er sehnte sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens und einer duftenden Nargileh zurück. Das Farbenspiel der Wüste hatte keinen Reiz mehr für ihn, und er ließ deshalb so oft als möglich seinen Ingrimm an den Beduinen aus, was einen nicht geringen Teil unsrer Unterhaltung ausmachte.

Am nächsten Tage kamen wir an das Meer. Wie ein Gruß aus einer andern Welt rauschten uns seine Wogen entgegen. Eine Welle der Sehnsucht nach lieben Menschen und grünen Fluren ging über unser Herz. Am Ufer lag eine große Menge von Muscheln und Korallen — ein erstaunlicher Reichtum der Formen offenbart sich in diesem Spielzeug des Meeres, das es wie ein großes übermütiges Kind auf die Seite geworfen hat. Wir stiegen ab und sammelten, wie es schon die alten Pilger gethan hatten. Dieses Sammeln war so ergiebig, daß wir nach kurzer Zeit mit unförmlich aufgebauschten Taschen wie wandernde Aquarien einhergingen.

Auf einer Landzunge liegt Râs Abu Zenîme, die schon erwähnte Quarantänestation für Mekkapilger. Wir wurden angehalten von den wenigen ägyptischen Beamten, die in ihrer Einsamkeit froh waren, daß ihnen wieder einmal einige Menschen in die Hände fielen. Im Quarantänelager befand sich kein Mensch mehr. Ich glaube fast, sie hätten uns gerne die Pest an den Hals gewünscht, nur um einen Grund zu haben, uns zu ihrer Gesellschaft dort zu behalten. Da wir aber aus dem Gebirge kamen und durchaus nicht pestverdächtig aussahen, mußten sie uns ziehen lassen.

An einem Felsvorsprung unweit des Meeres schlugen wir unser Lager auf. Es war Sonntag. Wir blieben deshalb einen halben Tag liegen und machten Sonntagsrast, schliefen, lasen und plauderten. Aus dem Rauschen des Meeres suchten wir den Klang heimischer Kirchenglocken

herauszuhören. Abends badeten wir im Meere, das von einem heftigen Winde aufgeregt wurde. Wie schwere Linienregimenter mit blitzenden Helmspitzen kamen die Wogen heran, eine hinter der andern, manchmal langsam und wuchtig, manchmal lustig plänkelnd und plätschernd, manchmal wie in gewaltigem Zorne zum Angriff stürmend und sich überstürzend.

Wüste und Meer — wo die beiden, reich an Schönheiten und Schreckniſſen, zusammenkommen, da gibt es einen eigenen Klang in des Menschen Brust. Und wenn wir hundert Jahre alt werden, werden wir ihn nicht vergessen.

Der Abend brachte die Farben. Wir wissen jetzt, warum der Occident farblos und lichtarm erscheint: was die Sonne an Farben und Licht entbehren kann, das verschwendet sie hier im Uebermaß an diese einsame Landschaft, wie ein großer Mensch unbekümmert darum, daß nur wenige ihr Künstlerwerk sehen. Die Berge in der Ferne glühten wie riesenhafte Amethyste und Rubinen. Als ob das Meer eine ungeheure goldne Schale voll purpurnen Weines wäre, saßen wir an seinem Strande und tranken Licht und Farben.

Die Nacht, die diesem Abend folgte, war wundervoll. Es war eine jener Augustnächte, in der himmlisches Feuerwerk das Firmament belebt.

Nach arabischer Vorstellung werden die Sternschnuppen von wachehaltenden Engeln nach den Dämonen geschleudert, die sich in die Ratsversammlung der Seligen einschleichen wollen, um dort himmlische Geheimnisse zu erlauschen. Die

treuen Hüter müſſen in jener Nacht ſchweren Dienſt gehabt haben; es herrſchte ein ununterbrochenes Bombardement über unſern Häuptern. Es war ſchwer einzuſchlafen; denn es war doch zu herrlich, mit träumenden Sinnen der Oceanſymphonie in der Ferne zu lauſchen; aber endlich kam doch der Sandmann und ſtreute uns Sand, aber wirklichen Wüſtenſand, in die Augen. Unſer Lager war am andern Morgen noch mit einer leichten Schicht bedeckt, die der Wind über uns geſtreut hatte.

Unſer Lagerplatz deckte ſich wahrſcheinlich mit dem Lagerplatz am Schilfmeer, von dem die Bibel berichtet.

Am folgenden Tage kamen wir am Djebel Hammâm Far'ûn vorbei, dem „Berg des Pharaobades", wo ſich mehrere heiße Quellen befinden. Nach arabiſcher Vorſtellung wird Pharao immer noch zur Strafe für ſeine Sünden im Innern dieſes Berges in ſiedendem Waſſer gekocht. Der Berg bildet eine impoſante Klippe, die ſteil ins Meer abfällt — ein prachtvoller Höhenzug, um eine rieſenhafte Sphinx daraus zu hauen. Solche Steinhauerarbeit der Phantaſie koſtet nichts und füllt die heißen Stunden aus.

Zwar waren dieſe nie leer in einer Gegend, wo altteſtamentliche und religionsgeſchichtliche Probleme vielfach noch ungelöſt am Wege lagen. Konnte man ſich auf den heiligen Bergen unbekümmert der Führung einer gewaltigen Tradition überlaſſen, ſich unkritiſch und naiv ſeinem innerſten Erleben hingeben, ſo erwachten jetzt in der Ebene, wo die Aufmerkſamkeit weniger durch großartige Formen der Natur

abgelenkt wurde, das ſuchende Denken und die wiſſenſchaftlichen Fragen, die immer noch ruhelos über dieſer Halbinſel und den Anfängen des israelitiſchen Volkes ſchweben. Alle jene Fragen nach den Wegen und Stationen jener einzigartigen Wanderung der Israeliten, nach ihrer Art zu reiſen, nach ihrer Organiſation, ihrer Kultur, ihrem religiöſen Beſitz drängten ſich jetzt vor, um die Einſamkeit des Tages zu verſcheuchen. Was war aus der Wüſte und der durch ſie bedingten Lebensweiſe zu lernen für das Verſtändnis der Anfänge eines Volkes, das für die Religionsgeſchichte wie kein anderes von Bedeutung geweſen iſt? Die Anfänge aller Völker liegen im Dunkel, und das Dunkel läßt das menſchliche Erkennen nirgends in Ruhe, ob es nun über Zellenvorgängen oder Gedanken oder Völkern liege.

Vorausgeſetzt, daß man den Sinai der Israeliten überhaupt in der Halbinſel ſuche, laſſen ſich die einzelnen Stationen der Israeliten mit größerer oder geringerer Wahrſcheinlichkeit bis nach Raphidim identifizieren. Wenn ſich für dieſe Identifizierung da und dort Schwierigkeiten finden, ſo ſind meines Erachtens die Schwierigkeiten noch viel größer, die ſich den Anſichten entgegenſtellen, die den Sinai im Midianiterland jenſeits des Buſens von Akaba oder im Negeb, im Süden von Paläſtina, ſuchen. Für dieſe Identifizierung ſind doch die Quellen ziemlich ſichere Wegweiſer. Dieſe Fragen beſchäftigten uns deshalb weniger lebhaft; auch die vielumſtrittene Länge einer Tagereiſe quälte unſern Scharfſinn nicht allzuſehr, da wir ſahen, wie dehnbar ein ſolcher Begriff iſt.

Wir ritten täglich zwölf bis dreizehn Stunden mit ziemlich schwerfälliger Karawane. Derselbe Weg hätte aber auch in bedeutend kürzerer oder längerer Zeit zurückgelegt werden können, je nach der Art des Reisens.

Unabhängig von allen Ansichten über die Lage des Sinai der Israeliten bleibt die Frage nach der Art und Weise der Erhaltung einer so großen Anzahl von Menschen und Vieh in der Wüste bestehen. Es ist begreiflich, daß diese Erhaltung in der Wüste nach dem glorreichen Auszug aus Aegypten dem alten Israeliten als die größte Wunderthat Jahves vorkam, womit er die großen Wunderthaten an seinem Volke recht eigentlich eröffnet hatte. Die Wüste in ihrer Unwirtlichkeit mußte notwendig den Glauben erzeugen, daß Jahve sein Volk gespeist und getränkt habe, daß die Wüste auf sein Geheiß ihm Brot und Wasser gegeben habe. Dieser Glaube an Jahves führende Macht hindert aber den Wanderer in der Wüste nicht, sich das Leben des Volkes bis in seine Einzelheiten hinein vorzustellen, die weniger die Ueberlieferung, sondern namentlich der Anschauungsunterricht der Wüste selbst ihm aufdrängt; man denkt gerne darüber nach, wie sich das Leben des Volkes nicht nur in seinen Höhepunkten, sondern in der Alltäglichkeit gestaltet habe. Ja, diese Fragen stehen in der Wüste geradezu im Vordergrund, während sich der ferne und mit den Verhältnissen nicht vertraute Bibelleser wohl an der erhabenen, rein religiösen Schlußfolgerung genügen lassen mag, die ein frommes Gemüt aus der Geschichte seines Volkes gezogen hat.

Zunächst ist wohl kein Zweifel darüber, daß die Angabe von 600,000 gerüsteten Männern, die das Volk Israel aufzuweisen gehabt hätte, vielleicht für die Zeit der höchsten Bevölkerungsdichtigkeit Palästinas zutreffen mag, daß sie aber für jene Zeit bedeutend zu reduzieren ist. Es befinden sich gegenwärtig auf der Halbinsel zirka 4000 Beduinen, die mühsam ihr Brot finden.

Ferner ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß die Halbinsel früher reicher war an Vegetation. Die Raubwirtschaft der Beduinen ist wohl dazu angethan, Weideland in Wüstenei zu verwandeln. Namentlich die Kohlenbrennerei der Beduinen muß stark unter den Holzbeständen der Halbinsel aufgeräumt haben, und dadurch werden auch die Niederschläge beeinflußt worden sein. Davon hängt wiederum die Vegetation eines Landes ab, die deshalb in der Wüste in den einzelnen Jahreszeiten sehr verschieden ist. Nach den Reisebeschreibungen, die ich vor meiner Reise gelesen hatte, war ich auf reichere Vegetation gefaßt, als ich sie antraf. Jene Reisen waren aber meist im Winter oder im Frühling unternommen worden, wo ein einziger Regenfall grüne Kräuter aus der Wüste hervorlockt. Jetzt war es Hochsommer; außerdem war, wie die Beduinen klagten, im vergangenen Winter kein Regen gefallen, so daß der Mangel an Trinkwasser für Menschen und Vieh auch für sie empfindlich war.

Es war für die Israeliten fast wichtiger, Nahrung für ihr Vieh zu finden denn für sich selbst. Sobald ihr Vieh Nahrung fand, waren sie als echtes Hirtenvolk selbst geborgen,

indem sie teilweise von der Herde leben konnten. Ein großer Teil derselben wird wohl geradezu als Lasttiere für den Transport von Lebensmitteln verwendet worden sein.

Endlich sind, wie aus ägyptischen Inschriften hervorgeht, Einrichtungen vorhanden gewesen, um die zahlreichen Minenarbeiter der Halbinsel und die Ueberwachungsmannschaften, die sich zusammen wohl auf einige Tausende belaufen konnten, mit Nahrung zu versorgen, sei es durch Karawanen oder durch Vorratsanlagen. Die Israeliten werden sich nicht bedacht haben, diese Gunst der Verhältnisse für sich auszunützen.

Es ist begreiflich, daß in der ältesten biblischen Ueberlieferung von alldem nichts steht. Was selbstverständlich und gewöhnlich war, lag nicht im Interesse der Geschichtsschreibung. Diese wollte weniger die Thaten Israels beschreiben als „die Kriege Jahves." Sie war durchaus religiös bestimmt und rückte daher in ursprünglichem, kindlich naivem Glauben alles in religiöse Beleuchtung, auch Dinge, die eine natürliche Erklärung zuließen. Die älteste Geschichte wollte nichts anderes sein als ein Loblied auf Jahves starken Arm. Israelitische Geschichte ist immer Religionsgeschichte, auch da, wo sie keinen pragmatischen Charakter hat. Deshalb hält sich diese eigentümliche Geschichtsschreibung auch am liebsten an das Wunder, weil dadurch der Gedanke, der sie beherrscht, am schlagendsten zum Ausdruck kommt, daß nämlich Jahve Israels mächtiger Gott ist und es leitet und trägt mit starker Hand. Sie schreibt nicht für den Historiker

der Nachwelt, sondern für das fromme Gemüt der Gegenwart, das sich der Thaten seines Gottes freuen will.

Zu den bereits genannten Ernährungsmöglichkeiten kommt noch, was sie in der Wüste selbst an Nahrungsmitteln fanden, Manna und Wachteln. Wenn das Manna der Israeliten wirklich jene durch einen Stich von coccus manniparus verursachte Ausschwitzung des Tarfastrauches ist, so spricht dieser Umstand neben der Feier des Passah für den Frühling als Zeit des Auszuges. Da die Holzbestände noch nach Zeugnissen christlicher Reisender früher reicher waren, ist sicher auch die Mannaernte früher reicher gewesen als heute. So wie das Volk in den ägyptischen Plagen, die als Naturerscheinungen in Aegypten in schwächerem Maße immer wieder vorkommen, seines Gottes Hand sah, ebenso ist es erklärlich, daß es in einer besonders reichen Mannaernte Jahves Wundermacht erblickte und das ihm ohnehin von Aegypten her unbekannte Nahrungsmittel als seine Gabe pries. Dabei machen wir die interessante Beobachtung, wie die Volksetymologie sich nicht bei einem fremden Namen Mannu, wie ihn Ebers aus einer ägyptischen Inschrift zitiert, beruhigt, sondern ihn sich auf ihre Weise deutet und auf jeden Fall einen Sinn darin finden will. Wachteln gibt es in großer Menge. Unser Koch setzte uns, solange wir im Klostergarten hausten, viele dieser schmackhaften Vögel vor. Endlich bringt die Wüste noch eine kleine Gurkenart hervor, die von den Beduinen gerne gegessen wird. Im Wadi es-Selê suchte einer der Beduinen jeweils während

des Marsches seinen ganzen Mantel voll solcher Früchte zusammen. Auch pflegen sie ein gewisses Harz zu kauen, von dem der Schech erzählte, daß es Hunger und Durst vertreibe.

Bis zur Oase Firân brauchten die Kinder Israels nur für wenige Tage Nahrungsmittel für die Reise mitzunehmen, da dort und wahrscheinlich vorher schon in Elim Getreide und namentlich Datteln vorhanden sein mußten. Diese werden von den Orientalen ebenso gern reif wie unreif, frisch oder getrocknet gegessen. Wenn die Kinder Israels die Amalekiter geschlagen hatten, war es selbstverständlich, daß sie sich nach Kriegsrecht ihren Besitz aneigneten und ihre Vorräte als willkommene Beute an sich rissen.

Es fiel dem Volke, das an Aegyptens Ueppigkeit gewöhnt war, schwer, die Selbstbeschränkung und die einfache Lebensweise zu lernen, die für die Wüste erforderlich ist, die dann aber auch, wenn sie geübt wird, das Leben in der Wüste erträglicher gestaltet, als es der Kulturmensch für möglich hält. Es war uns oft unbegreiflich, mit wie wenig die Beduinen zu leben verstanden. Wohl fiel meistens etwas von unserm Tische für sie ab; aber der Schech verzehrte es gewöhnlich für sich allein und ließ seine Leute zuschauen. Wir haben keine andern Nahrungsmittel bei ihnen gesehen als einen kleinen Sack mit Mehl. Davon backten sie mittags und abends einen Kuchen, den sie in heißer Asche brieten. Gelegentlich kam noch etwas Käse hinzu.

Das Vieh ist in der Wüste ein zu wertvoller Bestand, als

daß man die Herde durch häufige Fleischnahrung allzusehr verringern dürfte. Eine Schlachtung ist noch heute ein Fest.

Viel schwieriger bleibt es, sich vorzustellen, wie das nötige Trinkwasser für Menschen und Vieh zu beschaffen war. Das war denn auch die fortwährende Klage des Volkes: kein Wasser! In der ersten Zeit der Wanderung muß der Mangel besonders empfindlich gewesen sein; denn auf dem Wege nach Firân gibt es nur wenige Quellen, die bei weitem nicht so reich sind, um eine große durstende Menge auf einmal zu tränken. Die Ankunft an einer Quelle mochte daher gar oft das Signal zu Streit und Zank gegeben haben. Außerdem ist das Wasser dieser Quellen teilweise gar nicht trinkbar wegen seiner Bitterkeit, eine Erfahrung, die die heutigen Reisenden noch in gleicher Weise machen wie die Israeliten. Zwar kannte Mose, der erfahrene frühere Hirte, Mittel, um solches Wasser trinkbar zu machen; auch kannte er geheime Quellen, die zwischen Felswänden eingeschlossen waren und die er dem Volke erschloß. Der Geologe Fraas erzählt, daß er hoch oben hinter einer halbschühigen Granitwand einen Quellenlauf gefunden habe, der durch ein künstlich von Menschenhand geschlagenes Loch zugänglich gemacht worden sei, obschon sonst nichts in der Nähe den verborgenen Wasserschatz verriet.

In den Thälern um die großen Sinaigebirgsstöcke ist genug Wasser vorhanden. Zudem läßt das großartige Gewitter am Sinai darauf schließen, daß es Regenzeit war, in der, zwar oft nur in einzelnen Güssen und in großen

Zwischenräumen, gewaltige Wassermassen durch die Thäler strömen und die Quellen speisen. Nach solcher Zeit ist es besonders leicht möglich, in manchen Thalsohlen Wasser zu finden durch bloßes Graben im Sande. Ich habe zu Anfang erzählt, wie die Beduinen auf diese Weise im Wadi es-Selê nach Wasser gruben, obschon auf der Oberfläche weit und breit nichts davon zu sehen war.

Das Brunnenlied im 4. Mose 21, 17 ff. scheint bei einer solchen Gelegenheit entstanden zu sein.

Quelle auf, o Brunnen! Singt ihm zu!
Brunnen, den Fürsten gruben, den die Edelsten des Volkes aushöhlten
Mit ihrem Scepter, mit ihren Stäben!

so begrüßte das Volk die aufsteigende Quelle.

Aber auch wenn man so die Nahrungsmittel der Wüste selbst, den Ertrag der Herden, den mitgenommenen oder eroberten Proviant, bessere Vegetationsverhältnisse und die Gunst der Jahreszeit berücksichtigt, bleibt der Zug des Volkes in der Wüste doch ein Ereignis, bei dem ein frommes Gemüt an Gottes starke Hilfe denkt.

Nachdem das Volk durch den Bundesschluß am Sinai zur Nation und zu einem zusammengehörigen Gottesvolke geeint war, lag es übrigens nahe, den Wasser- und Weidemangel dadurch weniger drückend zu gestalten, daß man nicht mehr eng zusammengedrängt wanderte, sondern sich zerstreute und in einzelnen Abteilungen und Stämmen eigene Wege, Quellen und Weiden suchte, um sich nur wieder zu vereinigen zu engerer Fühlung, wenn ein gemeinsamer Feind

dies nötig machte, oder wenn die regelmäßigen religiösen Feste sie zusammenführten. Wir sehen wenigstens in späterer Zeit, daß einzelne Stämme, wie Ruben, Gad und halb Manasse, oder einzelne Helden mit ihrem Anhang, z. B. Jair, Nobah Nu 32, sich unbedenklich vom Volksganzen lösen und auf eigene Faust Weideland, Quellen und Dörfer sich aneignen. Es wird uns auch einmal berichtet, daß die Lade Jahves drei Tagereisen vorausgereist sei. Drei Tagereisen bedeuten aber in der Wüste schon eine bedeutende Trennung. Als die Israeliten einmal aus Aegypten ausgeführt worden waren, als sie sich im Sinaigebiet vielleicht mit verwandten Stämmen vereint hatten und der Grund zu ihrer nationalen und religiösen Geschichte gelegt war, da forderte die Wüste für den weitern Aufenthalt sowohl eine solche Zerstreuung und Vermeidung dichterer Anhäufung von Volksmassen als auch eine fortwährende Beweglichkeit und Verschiebung des Aufenthaltsortes.

Durch diesen losen Verband, der jeden Augenblick, wenn die Not es gebot, enger gemacht werden konnte, erscheint zwar die strenge Einheit des Kultus gefährdet, die in den kultusgesetzlichen Teilen des Pentateuchs vorausgesetzt ist. Gleichzeitig erscheint auch der nationale Zusammenhang lockerer, als ihn jene Ueberlieferung schildert, wonach die zwölf Stämme straff einheitlich organisiert zu sein scheinen.

Was den ersten Einwand betrifft, so drängt der Anschauungsunterricht der Wüste dem Wanderer auf Schritt und Tritt die Ueberzeugung auf, daß jene einheitlichen, bis

ins Einzelne ausgebildeten kultusgesetzlichen Bestimmungen nicht den Voraussetzungen entsprechen, die in der Wüste unabänderlich gegeben sind.

Damit ist nichts ausgesagt gegen die religiöse Einheit der gemeinsamen Gottesvorstellung, die vielleicht nicht nur die Stämme des Volkes Israel, sondern auch verwandte Stämme des Sinaigebietes verband im gemeinsamen Glauben an Jahve. Dem Midianiter Jethro wenigstens erscheint der Jahveglaube nicht als etwas Fremdes. Es ist damit auch nicht ausgeschlossen, daß gemeinsame kultische Gebräuche und Gesetze eingeführt und beobachtet worden seien; denn ohne Kultus konnte es überhaupt für die alten Völker keine Religion geben. Dagegen konnten diese kultischen Gebote nicht bestehen in solchen, die in der Wüste gar nicht zu erfüllen sind und die deutlich auf kultiviertes Land hinweisen. Erstlinge von den Früchten des Bodens können in der Wüste nicht dargebracht werden. Olivenöl zum Gottesdienst dürfte in der Wüste schwerlich aufzutreiben sein, ebensowenig Wein. Auch die Unterscheidung der vielen reinen und unreinen Tiere kann schwerlich in der tierarmen Wüste entstanden sein, wo es vor allem keine Wassertiere gibt. Das humane Gebot, keine Cisternen offen zu lassen, kann in der Wüste keine Anwendung finden, weist dagegen deutlich auf Palästina hin, wo es viele Cisternen gibt, u. s. w.

Der Einwand, daß das Gesetz nicht als kodifizierter, bereits geübter Brauch, sondern als Postulat für die Zukunft gegeben worden sei, ist nicht stichhaltig, weil gemäß der

Ueberlieferung das Gesetz in seinen ausführbaren Teilen bereits in der Wüste gehalten wird und kein Unterschied gemacht ist zwischen aktuellen Geboten, die schon in der Wüste zu erfüllen sind, und latenten, die erst beim Einzug in das gelobte Land Rechtskraft bekommen. Die Notwendigkeit einer solchen Unterscheidung kommt zwar dem Verfasser gelegentlich zu Bewußtsein.

Wenn es aber auch geboten erscheint, das Kultusgesetz seiner jetzigen litterarischen Gestalt nach einer spätern Zeit zu überweisen, so müssen doch gewisse kultische Einrichtungen und Gebote in jener Zeit bereits bestanden haben oder eingeführt worden sein; schon eine Wallfahrt ist nicht denkbar ohne solche. Obschon wir im Kultusgesetz, wie es uns vorliegt, nur schwer unterscheiden können zwischen alter Tradition und Neubildungen, für welche jene die Autorität hergeben mußte, lassen sich darüber doch Mutmaßungen anstellen. Wenn Jahve mit Israel einen Bund schloß, so konnte dieser Bund nicht bloß in der gegenseitigen Bekräftigung der Zusammengehörigkeit, nicht bloß in dem Satze bestehen: Jahve der Gott Israels, Israel das Volk Jahves; sondern er mußte irgendwie zum Ausdruck kommen in Geboten, die in Beziehung auf den Kultus sich wohl mit den ältesten Formen desselben, mit Opfern und heiligen Festen, befaßten. Wie man Jahve opfern, wie man ihm Feste feiern mußte, welche Gaben man ihm bringen durfte — das mußte durch irgend welche Thora, durch mündliche oder schriftliche Gesetzgebung festgesetzt worden sein. Auch die Ausbildung

der technischen Seite des Kultus konnte nicht ganz einer spätern Zeit entspringen. Kultische Handlungen haben auch bei den alten Völkern immer ihre ganz bestimmte Form, von der nicht abgewichen werden darf. Daß der Bundesschluß auch eine ethische Seite hatte, wird als Grund anzusehen sein, warum Jahve und Israel über die andern Götter und Völker hinauswuchsen.

Die Bedeutung Moses wird dabei weniger in einer detaillierten Kodifikation zu suchen sein, als darin, daß er selber als richtende, leitende und religiös bestimmte Persönlichkeit inmitten einer noch ungewordenen, rat- und hilflosen Nation stand. Mose selbst, der Mann Gottes, war ihr Gesetz, ihre lebendige Thora, eindringlicher als einzelne gesetzliche Vorschriften, die er ihnen gab. So legte er durch seine Persönlichkeit den Grund zu einer Gesetzgebungsarbeit, die sich durch viele Jahrhunderte hindurchzog, ein Werk, an dem die Besten der Nation gearbeitet haben und in welchem das ganze nationale und private Leben des Volkes basiert ist auf den einen Grundgedanken, daß Jahve der Herr ist. Ohne Spuren der Entstehungszeit an sich zu tragen, durch die reine und gewaltige Abstraktion gleichsam der Geschichte entrückt, steht der Dekalog als die tiefgreifendste Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste der alten Zeit seiner Bedeutung nach mit Recht am Anfang jenes großen Gesetzeswerkes, in dem wie nirgends in der Welt Religion und Sittlichkeit, Humanität und Wohlfahrtspflege vereint sind.

Den nationalen Zuſammenhang werden wir uns viel enger vorzuſtellen haben, als er unter den jetzigen Stämmen der Halbinſel, die ſich zwar auch als ein Volk fühlen, beſteht. Ueberhaupt verwehrt manches trotz der notwendigen ähnlichen Lebensweiſe einen allzu eingehenden Vergleich Israels mit dieſen Stämmen. Israel kam vor allen Dingen aus kultiviertem Lande, wo es trotz einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit wohl viele kulturelle Einrichtungen, ein ausgebildetes kultiſches Ceremoniell und ein gut organiſiertes Gerichts- und Heerweſen kennen gelernt haben mußte. Die Kenntnis dieſer Verhältniſſe muß auch für die Wüſte noch nachgewirkt haben. Durch die Rückkehr in das Nomadenleben ſtand das Volk in Gefahr, wieder auf eine niederere Kulturſtufe zurückzuſinken, ſo wie es in Aegypten vielleicht in Gefahr ſtand, ſeine nationale Eigenart, Selbſtändigkeit, Sitte und Religion zu verlieren. Ein ſolcher Einfluß des Kulturlandes auf nomadiſche Beduinen iſt im Orient in Grenzgebieten überall zu beobachten, ſo z. B. bei den Beduinen, die um die Gizeh-Pyramiden herum wohnen. Das ſind nicht mehr dieſelben Wüſtenſöhne, die aus Tunis und Tripolis herüberkamen.

Um ſo bewunderungswürdiger erſcheint uns daher die Perſönlichkeit Moſes, der jene Gefahr abgewendet und gerade dazu benutzt hatte, das Volk zur Nation zuſammenzuſchmieden im Glauben an Jahve, indem er es in der Wüſte in eine harte Schule führte. Dort iſt es gezwungen, kleinliche Stammesvorurteile aufzugeben, ſich von einem Geiſte und einem Willen leiten zu laſſen, wenn es nicht zu Grunde gehen ſoll.

Für eine ſolche Schule der Selbſtzucht, in die Jahve ſein Volk nahm, gab es keinen beſſern Ort als die Wüſte. Dort ſaß es nicht im Fette, ſo daß es Jahve darob hätte vergeſſen können. Dort prägte ihm jeder Tag den Glauben ein, daß es in dieſen Verhältniſſen nur leben könne, wenn Gott mit ihnen ſei und für ſie ſorge. Dort beförderte keine verführeriſche Kultur, wie ſpäter wieder in Kanaan, die Vermiſchung mit andern Völkern und andern Religionen. Die Not der Wüſte brachte es mit ſich, daß ihre Hand wider jedermann war und jedermanns Hand wider ſie. Das war die Zeit, da Israel jung war, da Jahve ihn lieb hatte und ihn, ſeinen Sohn, aus Aegypten rief, wie Hoſea dem Volke vorhält.

Die Wüſtenwanderung war ſomit von höchſtem erzieheriſchem Werte für das Volk. Der Zweck der Abbiegung in die abgelegene Halbinſel wird verſchieden gedeutet. Sie ſoll ſtattgefunden haben, um verwandten Stämmen in der Halbinſel die Hand zu reichen, um israelitiſche Frohnarbeiter in den ägyptiſchen Minen zu befreien (Ebers), oder wird zu erklären verſucht durch die Zielloſigkeit der Israeliten, die nicht ausgezogen ſein ſollen, um Kanaan zu erobern, ſondern bloß um in der anſtoßenden Wüſte dem ägyptiſchen Drucke zu entgehen. Mögen dieſe oder jene Gründe mitgeſpielt haben, ſo erſcheint doch der religiöſe Grund als der gewichtigſte, den Moſe auch dem Pharao gegenüber anführt, daß nämlich Israel Jahve am Sinai ein Feſt feiern wollte. Jahve wohnte am Sinai; dort hatte er ſich dem Moſe geoffenbart, dort bleibt er auch

und läßt sein Volk statt seiner von einem Engel begleiten. Der Zug erscheint daher als eine Wallfahrt, die etwas altsemitisches ist. Daß bei einer solchen kultische Gebote zu beachten sind, zeigt auch die altarabische Wallfahrt nach Mekka, der Hagg.

Solange Mose den geistigen Mittelpunkt des Volkes bildete, mußte es sich seines religiösen Besitzes unmittelbarer und intensiver bewußt sein als nachher, wo Moses Führung und lebendige Thora aufhörte und jeder Stamm schließlich seinen eigenen Weg ging. Es ist daher begreiflich, wenn die Zeit der Ansiedlung und des ruhigen Besitzes des Landes als ein religiöser Rückschritt dargestellt ist. Dieser bestand aber nicht in einem Abfall von dem jetzt uns fertig vorliegenden Kultusgesetz, sondern in einer Schwächung seines nationalen Gottesbewußtseins, das der große Führer in seinem Volke erweckt hatte. Erst die nationalen Kriege und später die Propheten vermochten es wieder aufzurütteln. Wenn das religiöse Leben eines Volkes unter dem Zwange einer starken, gotterfüllten Persönlichkeit sich zu einer gewissen Höhe und Exklusivität steigern mußte, so ist es ebenso begreiflich, daß dieses Leben sich wieder verflachen konnte, wenn die treibende Persönlichkeit fehlte; denn nichts hängt weniger von der Masse und mehr von der einzelnen gebenden Persönlichkeit ab als gerade das religiöse Leben einer Gemeinschaft.

* * *

Am ſelben Tage kamen wir nach Wadi Gharandel, wahrſcheinlich das Elim der Israeliten, wo ſie 12 Quellen und 70 Palmbäume fanden. Es finden ſich dort jetzt noch eine Anzahl von Quellen und Palmbäumen, von denen die Beduinen mit Steinen Datteln herunterwarfen. Das Waſſer iſt, wenn auch trinkbar, doch etwas bitter, ſo daß wir unſer

Aufbruch.

lauwarmes Waſſer von der Oaſe Firân her doch vorzogen.

Wir hielten uns nicht in der Oaſe auf, ſondern machten endlich in ebener Wüſte Mittagsraſt unter einem alleinſtehenden Sejalbäumchen. Nachdem wir die ſpitzigſten Stacheln aus dem Wege geräumt hatten, warfen wir eine Decke über das Bäumchen, um wenigſtens für unſere Köpfe Schatten zu haben. Aber die Sonne duldete keine ſolchen Heimlichkeiten

und suchte uns bald von anderer Seite beizukommen, so daß unsere Beine wie Uhrzeiger allmälig sich drehen mußten, wenn wir im Schatten liegen wollten.

Unter den Vorräten war alsgemach ein Artikel nach dem andern ausgegangen, so daß in den letzten Tagen die Monotonie unseres Speisezettels der unserer Umgebung entsprach.

Ain Hawârah, eine bittere Quelle, wahrscheinlich das Marah der Israeliten, ließen wir östlich liegen.

Je näher wir Suez kamen, um so ebener wurde die Wüste, die zuletzt nur noch leichte Wellungen zeigt. Weiß gebleichte Kamelsknochen lagen am Wege. In der Ferne sahen wir in einem abgelegenen Thale eine einsame Palme stehen, die wie in einem traurigen Traume ihre Blätter hängen ließ. Die Sandwinde der Wüste spielen mit ihr und umschmeicheln die einsame Schönheit in heißem Werben, bis sie ihr endlich doch den Untergang bringen.

Die Beduinen wurden gegen das Ende der Reise immer freundlicher und gefälliger, und die Anspielungen und Hinweise auf den zu erwartenden Bakschisch wurden immer häufiger. Sie verstehen es sogar, einen solchen Wink in poetische Form zu kleiden, wie folgender Vers zeigt:

Heil uns, wir haben gute Herren!
Gute Herren haben wir mit viel Geld;
Uns werden die Herren einen Bakschisch geben!
Allah segne die Herren!

Am sechsten Tage nach unserer Abreise vom Kloster kamen wir bei Tagesanbruch bei Ayûn Mûsa, den Moses-

quellen, an, einer ſehr üppigen Oaſe gegenüber von Suez mit mehreren Quellen und vielen Palmen. Ayûn Mûſa, Moſesquellen, iſt übrigens eine Bezeichnung, die ſich da und dort

Oaſe Ayûn Mûſa.

findet. So gibt es z. B. noch ein ſolches Ain Mûſa in der Wüſte bei Kairo, ein anderes im Moabiterland unweit des Nebo.

Als wir an den Kanal kamen, ließ uns die Quarantänewache nicht hinüber. Wir waren ſo genötigt, noch einen ganzen Tag am Saume der Wüſte liegen zu bleiben, bis wir durch den deutſchen Konſul in Suez unſere Freilaſſung erwirkt hatten. Die Wüſte wollte uns nicht laſſen. Wir hatten ſie trotz unſerer Sehnſucht nach kultivierten Verhältniſſen doch liebgewonnen, gerade um ihres großen Schweigens, um ihrer Einſamkeit willen.

Ain Mûſa.

Und wie hatte ſie uns mit Licht und Wärme durchtränkt! Genug, um nachher einmal lange, dunkle nordiſche Tage wärmen und erleuchten zu können durch den Sonnenglanz der Erinnerung, der auf jenen Tagen liegt.

Die Wüste zerstreut nicht; sie regt nicht auf; sie konzentriert vielmehr; sie macht schweigsam und nachdenklich und schafft Raum und Stille für große und heilige Gedanken. Welche Rolle spielt sie nicht in der Geschichte der Religion! Zwei Religionen sind in ihrem Schoße geboren, und auch aus der Geschichte des Christentums könnte sie viel erzählen. Mose und Elia, Johannes, unser Herr, Paulus und so viele andere fanden in der Einsamkeit der Wüste die Kraft zu ihrem Reden und Handeln, andere wieder die Ruhe und den Frieden, die sie unter Menschen vergeblich gesucht hatten.

Sie schafft sozusagen eine besondere Psychologie; denn sie besitzt auch eine eigene, geheimnisvolle Psyche, eine große, warme, schweigende Seele.

Die Sinai-Frage.

So gut uns die Bedeutung des Aufenthaltes des Volkes Israel im Sinaigebiet für die israelitische Religionsgeschichte bezeugt ist, so wenig sicher sind wir in der Bestimmung des heiligen Berges, an dem der große Akt einer Bundesschließung zwischen Jahve und Israel stattfand. Auch wenn man die Hypothesen ablehnt, die den Sinai der Israeliten nicht auf der Halbinsel suchen, ist dadurch die Schwierigkeit nicht geringer geworden; denn das Sinaigebirge der Halbinsel besteht nicht aus einem einzigen Gebirgsstock, der durch seine Isoliertheit und Lage von vornherein den Anspruch erheben könnte, als der heilige Berg angesehen zu werden, sondern aus einer Anzahl bedeutender Berge, deren Lage mehr oder weniger gut mit den spärlichen topographischen und geographischen Schilderungen der biblischen Berichte in Einklang gebracht werden kann.

Es bleibt daher bei der Untersuchung dieser Frage zu berücksichtigen:

1) die mönchische Tradition des jetzigen Sinaiklosters;
2) die arabische Tradition der Beduinen;
3) die altchristliche Ueberlieferung, soweit sie uns in spärlichen Litteraturresten entgegentritt;
4) die topographischen Momente, die sich aus der israelitischen Ueberlieferung noch gewinnen lassen.

Die gegenwärtige Ueberlieferung des Klosters nennt den Djebel Mûsa als den heiligen Berg der Gesetzgebung und der Elia-Offenbarung. Diese Ueberlieferung geht in den Hauptzügen mindestens bis ins sechste Jahrhundert zurück, zu Anfang dessen das Kloster gegründet wurde. Da aber die Festung Justinians zum Schutze der bereits in jener Gegend wohnenden Einsiedler erbaut wurde, was ausdrücklich bezeugt ist, ist anzunehmen, daß jene Ueberlieferung noch weiter, bis in die Zeit der ersten Besiedlung jener Orte durch Eremiten, zurückreiche. Dies ist vielleicht noch Ende des dritten Jahrhunderts geschehen. Als das Mönchtum in Aegypten entstand, übte die großartige Einsamkeit und Wildheit der Sinaihalbinsel sehr bald ihre Anziehungskraft auf die lebensmüden Asketen Aegyptens aus. Es ist erklärlich, daß vom heiligen Berge aus auch die Lage aller andern biblischen Orte, von denen die Rede ist, bestimmt wurde, und es mag bei dieser Namengebung wohl sehr willkürlich zugegangen sein. So wird das für die Bestimmung des Sinai so wichtige Raphidim bei el-Watijeh im nahen Wadi esch-Schêch angesetzt, der Ort des brennenden Busches im Kloster selbst, der Hügel, auf dem Aaron das goldene Kalb errichtete, am Eingang des Klosterthales, der Felsen, aus dem Mose Wasser schlug, im Wadi Ledja, der Lagerplatz Israels bei der Gesetzgebung im Wadi Sebajeh, aber auch der Ort, wo die Rotte Korah verschlungen wurde, was nach dem biblischen Bericht nicht in dieser Gegend stattgefunden haben konnte. Der Wunsch, alle die heiligen Orte zeigen

zu können und in bequemer Nähe zu haben, war jedenfalls am Sinai eben so findig wie in Jerusalem. Die Neigung zur Legende, die auch in der nichtbiblischen Ueberlieferung des Klosters beobachtet werden kann, befugt uns daher, diese Tradition nur mit großer Vorsicht zu verwerten.

Dieser mönchischen Tradition steht eine arabische der Beduinen zur Seite, ohne sich indessen ganz mit jener zu decken. Nicht daß die Beduinen irgend welche geschichtliche Erinnerungen aus israelitischer Zeit bewahrt hätten; es steht fest, daß die jetzige Bevölkerung, vielleicht mit Ausnahme der Djebelije, erst zur Zeit der Ausbreitung des Islams in die Halbinsel herübergekommen ist. Der größte Teil ihrer Ueberlieferungen stammt daher entweder von den Mönchen selbst, deren Tradition sie vielfach übernommen haben, oder aus dem Koran, der ja nur sehr verworrene Anschauungen sowohl von der israelitischen als der christlichen Geschichte besitzt. Wo ihre Ueberlieferung nicht geradezu mit der mönchischen sich deckt, haben sie vielfach statt der biblischen Personen, besonders an Stelle Mosis, den Propheten Mohammed oder Salih gesetzt oder der Ueberlieferung eine muslimische Färbung gegeben. Immerhin ist doch für unsere Zwecke zu konstatieren, daß auch den Beduinen der Djebel Mûsa der heilige Berg ist, auf dem sie jetzt noch Opfer darbringen. Der Name Djebel Mûsa gehört dieser Ueberlieferung an; denn die christliche wird kaum nach diesem Namen gegriffen haben, da sie doch die heiligen Namen Sinai und Horeb besaß. Diese letztern Bezeichnungen scheinen den Beduinen unbekannt

zu sein; ein Anklang an letztern findet sich, wie Palmer bemerkte, in dem Namen des Djebel Aribeh in der Nähe des Klosters. Was aber speziell der arabischen Tradition unabhängiges zu eigen gehören mag, ist natürlich von den frühern Bewohnern der Halbinsel übernommen worden. Wohl war zur Zeit der muslimischen Invasion bereits christliche Bevölkerung und eine christliche Stadt auf der Halbinsel; aber es ist sehr wahrscheinlich und wird durch eine Bemerkung des Koran gestützt, daß auch damals noch sich heidnische Bewohner auf der Halbinsel fanden, Nomaden, die dem Christentum weniger leicht zugänglich waren als die Städtebewohner von Pharan. Jene besaßen von alters her ihre heiligen Berge und Felsen mit bestimmten Namen. Es erscheint mir daher nicht ganz unmöglich, daß wenigstens der Name Moses, der sich im Orient an so vielen Stellen erhalten hat, noch der vorislamischen Ueberlieferung der Wüstenstämme der Halbinsel angehöre. Gegen eine solche selbständige Bewahrung dieses Namens und für Uebernahme resp. Uebersetzung aus der Mönchstradition spricht allerdings die analoge Thatsache, daß die Beduinen am Djebel Mûsa von den Mönchen auch die Verehrung des Elia übernommen haben, aber nicht ohne sich diesen Namen in die eigene Sprache zu übersetzen; Elia wird hier wie im Koran als Chidr verehrt. So wäre es denkbar, daß der Name Djebel Mûsa indirekt aus der Mönchstradition stammen würde, obschon diese sicher diesen Namen nicht auf den heiligen Berg angewendet hat. Er konnte sich aber für die Beduinen

von selbst aus den Geschichten ergeben, die von diesem Berge erzählt wurden.

Wenn so aus der arabischen Ueberlieferung wenig Selbständiges zu schöpfen ist, so zeigt sie dagegen deutlich, daß zwischen der Djebel Mûsa-Gegend und den Thälern um den Serbâl eine gewisse Parallelität der Ueberlieferung vorliegt.

So befindet sich sowohl in der Nähe des Djebel Mûsa als des Serbâl ein Djebel Munedja, Berg des Zwiegesprächs. Während aber der Djebel Munedja in der Nähe des Djebel Mûsa von den Beduinen nicht für heilig gehalten wird, ist es sein Rivale am Serbâl für die benachbarten Stämme in hohem Maße. Palmer erzählt, daß deshalb eine Beduinenfrau ihm bei der Besteigung des Berges ihr Wassergefäß nicht mitgeben wollte, aus Furcht, er könnte es auf der Spitze des heiligen Berges als Votivgabe liegen lassen. Beide Berge sind von geringer Höhe und befinden sich in nächster Nähe eines gewaltigen Bergriesen.

Dieselbe Parallelität zeigt sich in der Ueberlieferung über den Felsen, aus dem Mose Wasser schlug. Während die Ueberlieferung des Klosters diesen Felsen im Wadi Ledja unweit des Klosters zeigt, befindet sich der Fels nach arabischer Ueberlieferung im Wadi Fîrân. Er heißt Hesy el-Chattâtîn, und wer dort kleine Steinhäufchen niederlegt, kann Heilung von Krankheiten erlangen.

Noch stärker spricht für eine solche Parallelität oder vielmehr Rivalität, was wir an Zeugnissen der Vergangenheit besitzen. Schon die äußern Spuren der vielen Eremiten-

wohnungen, Treppen, Inſchriften am Serbâl laſſen vermuten, daß auch der Serbâl einſt als ein heiliger Berg angeſehen wurde. Es ſind uns ferner aus der altchriſtlichen Litteratur Zeugniſſe erhalten, die bald auf die Heiligkeit des Serbâl, bald auf die des Djebel Mûſa ſchließen laſſen. Dieſe Gründe, die teilweiſe ſchon von frühern Reiſenden, namentlich Lepſius, in demſelben Sinne verwertet wurden, haben Ebers dazu bewogen, unter Heranziehung eines großen Materials die Anſicht zu vertreten, daß der Serbâl der heilige Berg der älteſten chriſtlichen Ueberlieferung ſei und daß er viel mehr den Anſpruch erheben könne, für den Sinai der Israeliten zu gelten, als der Djebel Mûſa.

Seine Gründe ſind nicht alle von gleicher Beweiskraft. Es ſei uns geſtattet, die hauptſächlichſten nachzuprüfen.

Zunächſt die Berichte über die Gründung des Kloſters. Wir beſitzen darüber einen Bericht von Prokop, Juſtinians Geheimſchreiber, und einen von dem Patriarchen Eutychius in Alexandrien, der über drei Jahrhunderte nach der Kloſtergründung lebte. Aus Prokops Bericht iſt nicht mit Beſtimmtheit die Stelle zu erkennen, wo Juſtinian die Kloſterfeſtung anlegen ließ. Wir erfahren daraus nur, daß Juſtinian den Mönchen eine Kirche baute, die er der Gottesgebärerin weihte, und für ſie gleichzeitig eine ſtarke Feſte zum Schutze vor den Sarazenen errichtete. Doch kommt dieſer Unſicherheit hinſichtlich der Oertlichkeit der Bericht des Eutychius und die heutige Kloſtertradition zu Hilfe. Eutychius beſchreibt den Bau und die Stellung der Kloſterfeſtung ſo genau, daß

jeder, der die Oertlichkeit kennt, in dem dort beschriebenen Bau Justinians das heutige Kloster im Wadi Schueib erkennen muß und dabei nicht an irgend eine Stelle in den Thälern des Serbâl denken kann. Es darf aus diesem wenn auch nicht gleichzeitigen Bericht, sowie aus der Tradition des Klosters geschlossen werden, daß in der That der Bau Justinians an der Stelle des heutigen Klosters zu suchen ist.

Nach Eutychius gab es auf dem Berg Sinai vor der Gründung Justinians noch keine Klosterbrüderschaft zur Vereinigung der Mönche; sie lebten vielmehr zerstreut auf den Bergen und in den Thälern um den Dornbusch, aus dem Gott zu Mose gesprochen. Sie hatten nur oberhalb des Busches einen großen Turm und darin einen Tempel der Maria. Trotzdem hier die Existenz einer Kirche vor der Gründung Justinians ausdrücklich erwähnt ist, trotzdem ferner nach dem Bericht des Eutychius die Mönche dem Kaiser klagten, daß die Sarazenen ihre Zellen plünderten, „in ihre Kirchen stürzten, und die Hostien verschlängen," trotzdem zieht Ebers aus diesem Berichte den Schluß, daß es dort vor dem Bau Justinians weder Kirchen noch Cönobien gegeben habe. Der Schluß ist nur für Cönobien zwingend.

In dem Traktat des Ammonius, der uns von dem Ueberfall der Mönche durch die Sarazenen (im Jahre 370) berichtet, ist ebenfalls von einem Turme die Rede, in den sich einige Brüder flüchten konnten beim Nahen des Feindes. Als die Feinde abgezogen waren, stiegen die Brüder herab

(κατελθόντες), um die Erschlagenen zu begraben. Aus diesem κατελθόντες schließt Ebers, daß der Turm sich auf der Höhe des Berges befunden habe und nicht identisch sein könne mit dem von Eutychius erwähnten, der sicher im Wadi Schueib im heutigen Kloster stand. Es ist aber klar, daß κατελθόντες nicht übersetzt zu werden braucht: ins Thal hinabsteigend, nämlich vom Berge, sondern daß es sich auf das Herabsteigen vom Turme beziehen kann. Die Ansicht liegt daher nahe, daß der Turm des Ammonius identisch sei mit dem des Eutychius, d. h. daß er an Stelle des Klosters im Wadi Schueib gestanden habe bereits vor dem Jahre 370.

Nun sind zwar sowohl Eutychius als Ammonius Zeugen, auf die kein großer Verlaß ist. Eutychius berichtet thatsächlich Unrichtiges, wenn er erzählt, daß auf dem heiligen Berge kein Wasser gefunden werde; zudem schrieb Eutychius einige Hundert Jahre nach den fraglichen Begebenheiten. Ammonius dagegen erweckt kein großes Vertrauen seines legendarischen Berichtes und seiner wahrscheinlichen Abhängigkeit von Nilus wegen. Trotzdem sind sie für die Frage der Oertlichkeit wohl zu benützen, da es sich hier einerseits für den spätern Schriftsteller doch um vorliegende Berichte handeln mußte und andererseits auch legendarische Berichte in Nebenfragen Gewicht bekommen können.

Die acta sanctorum berichten, daß im Jahre 360 von dem heiligen Julian eine Kirche am Sinai erbaut worden sei. Da Ebers, wie oben mitgeteilt, aus Eutychius den voreiligen

Schluß gezogen hat, daß laut seinem Berichte am Djebel Mûsa keine Kirche vor Justinian bestanden habe, ist er genötigt, der obigen Notiz der acta sanctorum gegenüber zu erklären, daß entweder die Nachricht des Eutychius falsch sei oder die Kirche des heiligen Julian nicht am Djebel Mûsa, sondern am Serbâl gestanden habe. Dieses Dilemma besteht aber nicht, und es hindert nichts, diese Kirche Julians am Djebel Mûsa in dem vor Justinian bestehenden Marientempel im Turme zu erblicken.

Was Antonin (zirka 570?) über seine Sinaireise sagt, scheint allerdings nicht auf Augenschein zu beruhen; doch weist sein Bericht, wenn er echt ist, eher auf den Djebel Mûsa als auf den Serbâl. Er spricht von einem Thale zwischen Horeb und Sinai. Am Fuße des letztern sei die Quelle des brennenden Busches eingeschlossen in das Kloster. Die Polemik, die Ebers dieser Stelle wegen gegen Tischendorf führt, als hätte er den Antonin falsch zitiert, rührt davon her, daß Tischendorf den Antoninus de Placentia zitierte, Ebers aber damit ein Zitat des Antoninus Burdigalensis vergleicht, obschon er die beiden Antonine sonst auseinanderhält. Antoninus de Placentia berichtet, man steige drei Meilen auf den Berg; dort sei die Höhle, wo Elias sich verbarg; von dort seien es drei Meilen auf den Gipfel, wo eine Kapelle stehe. Das geht deutlich auf den Djebel Mûsa, schon um der Kapelle willen, die sich auch nach dem Bericht des Eutychius auf dem Gipfel befindet. Auf der Serbâlspitze ist keine Spur einer Kapelle zu entdecken.

Es sei auch noch darauf hingewiesen, daß die Wahl des Ortes für eine Schutzfeste für die Mönche eine sehr schlechte genannt werden muß, wie denn der Kaiser nach dem Bericht des Eutychius in der That ergrimmt ist über den Baumeister, dem er wegen dieser schlechten Wahl den Kopf abschlagen läßt. Daß der Ort schlecht gewählt war für ein Kastell, das man von beiden Seiten beschießen kann, mußte auch ein wenig einsichtiger Baumeister erkennen. Wenn er die Klosterfestung dennoch an diesen Ort baute, so müssen ihn eben noch andere Gründe dazu bewogen haben als bloß strategische. Die Erklärung drängt sich von selbst heran, daß es neben der Wasserfülle, die aber auch auf halber Höhe des Berges vorhanden gewesen wäre, vor allen Dingen die bereits anerkannte Heiligkeit des Ortes war, die ihn zu dieser ungünstigen Wahl bestimmte.

Ebers legt großes Gewicht auf den Brief des Kaisers Marcian, der im Jahre 454 an den Bischof Makarius und die sinaitischen Mönche schrieb wegen des Erzketzers Theodosius, der sich bei ihnen aufhalte. Bei dieser Gelegenheit spricht er von Klöstern, die auf dem Berge Sinai gegründet seien. Abgesehen davon, daß der Kaiser die Lokalität nicht kannte, können nur dann mit Sicherheit diese Klöster am Serbâl gesucht werden, wenn des Eutychius Nachricht aus dem neunten Jahrhundert, daß es nämlich vor Justinian keine Klöster am Sinai gegeben habe, richtig ist. Jedenfalls ist uns ganz unbekannt, wann Klöster am Serbâl gegründet wurden, und es ist durch nichts erwiesen, daß die

Klosteranlagen am Serbâl älter gewesen seien als die am Djebel Mûsa.

Wenn die angeführten Zeugnisse also in keiner Weise sicher für die frühere Heiligkeit des Serbâl zeugen, sondern mindestens ebensogut, wenn nicht teilweise mit größerer Wahrscheinlichkeit für den Djebel Mûsa sprechen, so gibt es allerdings noch einige Zeugnisse, in denen nur eine gezwungene Erklärung den Hinweis auf den Serbâl übersehen kann.

Nach dem Bericht des Nilus über den Ueberfall der Mönche ums Jahr 400 sind die Sarazenen, die die Väter überfielen, im Schutze der Nacht wieder abgezogen. Die Mönche verbringen nach ihrem Abzug die Nacht bei einem sterbenden Heiligen, begraben ihn sodann mit den andern Gefallenen und sind trotzdem noch im stande, in derselben Nacht zu den Pharaniten zu gelangen, die doch wohl im Wadi Firân zu suchen sind. Es wäre ganz unmöglich gewesen, Firân vom Djebel Mûsa aus zu erreichen, wenn nicht wenigstens schon zu Anfang der Nacht aufgebrochen wurde, was nach dem Berichte nicht der Fall sein konnte. Dagegen ist es wohl möglich, von einer der Klosteranlagen an der südlichen Seite des Serbâl Firân in wenigen Stunden zu erreichen. Da in der Erzählung die Rede ist von den Eremiten des Sinai, scheint sie entschieden auf den Serbâl als den heiligen Berg und nicht auf den Djebel Mûsa hinzudeuten.

Zwei Erwägungen erschweren immerhin diese Deutung. Einmal konnte man nach Der Sigillîye, wohin Ebers den

Ueberfall verlegt, nur gelangen auf der Straße, die entweder von Pharan oder von Raithu (Tor) aus durch das Wadi Sigillîye führte. Von Pharan her kamen die Barbaren sicherlich nicht, da sie dort bemerkt worden wären und Widerstand gefunden hätten. Wenn sie dagegen von Raithu aus gekommen wären, was unwahrscheinlich ist, hätten sie doch wenigstens von dem Wachtposten bemerkt werden müssen, der auf dem Serbâl sich befand (eine Spitze des Serbâl heißt jetzt noch el Madauwa, Leuchthaus); außerdem hätten sie die Nähe der Pharaniten fürchten müssen, die in sehr kurzer Zeit den bedrängten Klausnern hätten zu Hilfe kommen können, ein Umstand, der für die Mûsagegend nicht zutrifft.

Sodann ist dabei die Rede von einem Kloster Gethrabbi (Bethrabbi), in welchem auch nach der Erzählung des Ammonius Mönche erschlagen wurden. Ebers glaubt, dieses Gethrabbi in der alten Klosteranlage Dêr Sigillîye am Südabhang des Serbâl zu finden. Er hält nämlich den Ausdruck Dêr Sigillîye, was Haus oder Kloster des Notars bedeuten soll, für eine bloße Uebersetzung des Ausdrucks Bethrabbi ins Arabische; Bethrabbi soll ebenfalls Haus des Notars heißen und in Beziehung stehen zu einer Klasse der Sekte der Paulicianer, die Notarii genannt wurden. Es ist sehr zweifelhaft, ob Bethrabbi wirklich diesen Sinn hat; jedenfalls ist die Vermutung Palmers viel einfacher, der Bethrabbi oder vielmehr Gethrabbi in dem verderbten Namen des Berges Jerrabbeh in der Nähe des Djebel Mûsa zu erkennen glaubt. Die Vermutung hat viel für sich und

würde natürlich für den Djebel Mûsa als Ort des Ueberfalls sprechen, wenn sie mit Sicherheit bewiesen werden könnte.

Aus dem Ende des vierten Jahrhunderts ist uns ferner eine Anekdote erhalten, die ebenfalls auf den Serbâl als auf den heiligen Berg zu deuten scheint. Ein Mann drang in das Zelt eines Pharaniten, mit dessen Tochter er verbotenen Umgang pflegte. Auf sein Zureden gab sie dem erzürnten Vater den frommen Abt Nikon am Sinai als Schuldigen an. Dieser trug die ihm auferlegte Exkommunikation und Kirchenbuße trotz seiner Unschuld willig und schweigsam drei Jahre lang, während welcher Zeit er sonntäglich zur Kirche ging, um die Fürbitte der andern zu erbeten, bis endlich dem Schuldigen das Herz schlug und er seine Schuld bekannte.

Ebers schließt daraus, daß Nikon am Serbâl gewohnt habe; denn es wäre unwahrscheinlich, daß er als Schuldiger angegeben worden wäre, wenn er am fernen Djebel Mûsa gewohnt hätte, während die That in dem eine Tagereise entfernten Pharan geschah. Nun zwingt allerdings die Angabe, daß es sich um ein Zelt handelte, nicht dazu, gerade an Pharan zu denken, wo die Leute in Häusern und Hütten wohnten. Aber die Erzählung scheint anzunehmen, daß Nikon sonntäglich in die Kirche von Pharan kam, was wohl vom Serbâl aus, kaum aber vom Djebel Mûsa aus sich denken läßt. Daß mit der erwähnten Kirche eine Kirche am Djebel Mûsa gemeint sei, würde sich doch nur schwer mit den sonstigen Zügen der Erzählung vereinigen lassen.

Ganz unwiderstritten weist der Bericht des Kosmas auf

den Serbâl als den heiligen Berg. Er reiſte anfangs des ſechſten Jahrhunderts durch die Arabia Petraea und war der erſte, der die ſinaitiſchen Inſchriften bemerkte. Er hält Pharan für das alte Raphidim und bemerkt dann weiter, daß der Berg Choreb in der Nähe von Pharan, 6000 Schritte von dieſem entfernt, gelegen ſei. Damit kann er keinen andern Berg meinen als den Serbâl.

Es kommt noch hinzu, daß auch ſonſt der Sinai oft in Verbindung mit Pharan genannt wird, ſo daß es als erwieſen gelten darf, daß früher einmal der Serbâl als der Sinai der Israeliten betrachtet wurde. Dagegen iſt keineswegs ausgemacht, daß in jener Zeit der Anſpruch des Djebel Mûſa geruht habe oder unbekannt geweſen ſei.

Der Umſtand, daß Palmer auf einem Berge des Firânthales die Spuren einer Kapelle fand, deren Grundrichtung deutlich nach dem Serbâl hin abgeändert wurde, ſpricht ſogar dafür, daß der Anſpruch des Serbâl erſt ſpäter auftrat. Auch haben ſich jedenfalls die erſten Eremiten, die in der Halbinſel den Sinai wiederzufinden ſtrebten, bei ihrem Suchen von Erwägungen leiten laſſen, die ſie nirgend anderswoher nehmen konnten als aus der Bibel ſelbſt. Sie, die die Zahl von 600,000 gerüſteten Männern noch nicht kritiſch beſchnitten, konnten unmöglich in der Nähe des Serbâl, etwa im Wadi Alejat, einen Lagerplatz für eine ſolche Menge finden; auch wird ihnen die Nähe des fruchtbaren Thales, das Manna und Wachteln überflüſſig macht, eher hinderlich geweſen ſein für die großen Gottesthaten, die Jahve am

Sinai seinem Volke erwies. Wenn wir uns den psycho-logischen Prozeß, der der Bestimmung des heiligen Ortes vorausgehen mußte — im Falle keine ältere Tradition den Anschluß erleichterte — rekonstruieren, so dürfen solche Erwägungen den frommen Gemütern nicht fremd gewesen sein.

Die Thatsache, daß monophysitische Häresien ihren Weg auch in die Sinaihalbinsel fanden, läßt die doppelten Ansprüche um so erklärlicher erscheinen, als wegen der Baute Justinians anzunehmen ist, daß die Mönche am Djebel Mûsa nicht von der Ketzerei angesteckt waren, während dies bei den Mönchen von Pharan der Fall gewesen zu sein scheint. Dann gilt auch das Zeugnis des Kosmas nur in beschränktem Maße; denn er war selbst Monophysit und wird daher eher geneigt gewesen sein, den Behauptungen seiner monophysitischen Brüder in Pharan Glauben zu schenken als den Anhängern der verhaßten byzantinischen Orthodoxie am Djebel Mûsa, wenn deren Existenz und Ansprüche ihm nicht geradezu verschwiegen worden sind.

Daß die Heiligkeit des Serbâl nicht sehr tief in das Bewußtsein der Bevölkerung eingedrungen war, verrät auch die Thatsache, daß sich in jener Gegend kein biblischer Name erhalten hat. Der Name Serbâl deutet etwas höchst Indifferentes an und darf auf keinen Fall mit Baal in Beziehung gesetzt werden. Dêr Sigillîye, welches doch die bedeutendste Klosterniederlassung am Serbâl gewesen sein muß, ist nicht ein Name, der auf das doch jedenfalls berühmte Kloster am Sinai schließen läßt. Es ist ganz

undenkbar, daß die Beduinen, den Mönchen gehorsam, Namen und Heiligkeit auf einen andern Ort übertragen haben. Würden die Mönche heute ausziehen und sich einen andern heiligen Ort aussuchen, so würde der Djebel Mûsa ruhig fortfahren, so zu heißen, und die heiligen Orte, die den Beduinen bekannt sind, würden ihre Namen und ihre Heiligkeit nicht verlieren. Die Tradition, die oft so unzuverlässig ist, wo es sich um historische Berichte oder Ereignisse handelt, ist im Orient außerordentlich zähe in Bezug auf Oertlichkeiten. Wenn in der Wüste irgend ein Ereignis vorfällt, so wird der Bericht darüber bald von der Tradition ausgeschmückt und verändert werden; die Erzählung wird legendarisch; aber die Erinnerung an die Oertlichkeit des Ereignisses wird treu bewahrt. Darüber erzählte uns ein deutscher Pater auf dem Tabor, dem gegenüber mein Reisegefährte die Tradition angezweifelt hatte, eine fein beobachtete Episode: An einer Stelle zwischen Jaffa und Jerusalem war in diesem Jahrhundert ein Mann ermordet worden. Ein Arzt, der nach vielen Jahren häufig diese Strecke ritt, hatte einen Diener, der ihn gewöhnlich auf dieser Route begleitete. So oft sie an jener Stelle vorbeikamen, verfehlte der Diener nicht, seinem Herrn zu sagen: Hier an dieser Stelle ist N. N. ermordet worden. So oft sie des Weges ritten, wiederholte er die Bemerkung. Die Mordgeschichte selbst wurde dabei wohl immer mehr ausgemalt; aber der Ort der That blieb treu im Gedächtnis der Leute fixiert.

Die einzige noch vorhandene Erinnerung an die frühere Heiligkeit der Serbâlgegend haftet am Djebel Munedja des Firânthales. Dieser wird jetzt noch von den Beduinen für heilig gehalten, während der Djebel Munedja in der Nähe des Djebel Mûsa keinerlei Verehrung genießt. Ich vermute, daß die Heiligkeit des Berges Munedja damit zusammenhängt, daß früher die Muslimen wie die Juden nicht auf den heiligen Berg gelassen wurden, wie denn nach Nilus sogar die Christen sich scheuten, seinen Gipfel zu betreten. Die nichtchristlichen Bewohner der Halbinsel verrichteten deshalb ihren Kultus auf einem Berge, von dem aus man den heiligen Berg bequem sehen konnte. Die Heiligkeit des Djebel Munedja am Mûsastock hat sich später nicht erhalten, weil die Muslimen Zutritt zum heiligen Berge selbst erlangten und, wohl unter dem Drucke von muslimischen Gewalthabern, auf seinem Gipfel selbst eine Moschee errichten durften. So hatten die benachbarten Stämme der Serbâlgegend, von den dortigen Mönchen abhängig, ihren heiligen Berg wie die Stämme der Mûsagegend, die sich auf die Väter am Mûsaberg verließen. Daß beide Berge ihre Heiligkeit demselben Ereignis verdankten, störte die Wüstenstämme nicht; es lag ihnen mehr an der Heiligkeit des Berges denn an seiner Geschichte.

Die Rivalität des Serbâl hat die Ansprüche des Djebel Mûsa nicht zu unterdrücken vermocht. Noch lange bevor die Bischofsstadt ganz verlassen war, ist der Djebel Mûsa wieder allein als der heilige Berg angesehen worden.

Aber damit sind wir noch nicht am Ende der Frage angelangt. Die Frage nach dem Sinai der Israeliten ist damit noch nicht beantwortet. Aus der christlichen Ueberlieferung konnte nicht mehr erschlossen werden, als daß neben dem Djebel Mûsa auch der Serbâl eine Zeit lang als der Sinai angesehen wurde. Um weiter zurückzugehen, haben wir keine andern Hilfsmittel, als was die Bibel uns darbietet. Der spätern Zeit ist der Sinai ganz aus dem Gesichtskreis getreten. Elia ist der letzte, von dem uns berichtet wird, daß er eine Wallfahrt nach dem Sinai unternommen habe. Schon in den biblischen Berichten über die Ereignisse am Sinai hat eine Verschiebung des Gesichtspunktes stattgefunden. Der ursprüngliche Wallfahrtsort und Sitz der Gottheit wurde zum Berg der Gesetzgebung. Den Berichten des Pentateuchs scheint Anschauung des Verfassers zu Grunde zu liegen; ob eigene, ob überlieferte, ist nicht festzustellen. Doch ist sie so unbestimmt gehalten, daß sie uns nicht auf einen bestimmten Berg zu führen vermag.

Der Ausgangspunkt für diese Untersuchung ist Raphidim. Wir haben bereits gesehen, wie Raphidim am besten vor die Oase Firân anzusetzen ist, wo es auch schon die ältern christlichen Schriftsteller gesucht haben. Bei Raphidim erfolgte der Angriff der Amalekiter, die den Einzug Israels in die reiche Oase verhindern wollten. Es ist wahrscheinlich, daß das Volk längere Zeit in der Oase verbracht habe, um sich von den Anstrengungen der Wüstenreise und der Schlacht zu erholen. In dem Stationsverzeichnis Nu 33

heißt es sodann: Und sie brachen auf von Raphidim und lagerten in der Wüste Sinai. Nimmt man an, daß das Stationenverzeichnis zwischen zwei Lagerstätten die Länge einer Tagereise setze und daß die Wüste Sinai die Djebel Mûsa-Gegend bedeute, so ist es allerdings schwierig, ein ganzes Volk mit Weib und Kind und Herden diese Strecke von Fîrân bis zum Djebel Mûsa in einem Tage bewältigen zu lassen. Palmer nimmt an, daß die Führer des Volkes den Weg über den Paß Nakb el-Hawa gewählt hätten, welchen Weg sie bequem in einem Tage zurücklegen konnten, während das Volk den weiten Umweg durch das Wadi esch-Schêch genommen haben sollte. Aber für eine große, schwerfällig reisende Karawane ist diese Strecke kaum in einem Tage zu bewältigen. Ebers glaubt dieser Schwierigkeit durch seine Serbâlhypothese zu entgehen, indem er das Volk von Raphidim nach el-Buweb am obern Ende der Oase ziehen und dort in der Wüste am Sinai, d. h. Serbâl, lagern läßt. Das wäre eine Tagereise von nicht zwei Stunden. Außerdem hat Israel den Amalek vor der Oase geschagen und gewiß schon während der Schlacht und der Verfolgung die Oase eingenommen bis zu ihrem Ende bei el-Buweb, so daß die besondere Tagereise von Raphidim nach el-Buweb wenigstens von dem Heere schon während der Verfolgung des Feindes gemacht worden wäre. Von el-Buweb läßt Ebers das Volk an den Berg geführt werden im Wadi Alejat. Ebers hat laut seiner Beschreibung das Wadi Alejat nicht betreten; hätte er es gethan, so hätte er kaum zu glauben gewagt, daß ein

Volk in diesem zerrissenen, von ungeheuren Felsen überschütteten Thale sich irgendwo aufstellen könnte. Außerdem ist es nur in beschränktem Maße richtig, daß der Serbâl ein einzelner Berg sei; er besteht vielmehr aus fünf Spitzen. Endlich dürfte es von geringem Gewichte sein, wenn Ebers den gewaltigen Eindruck des Berges für seine Hypothese verwendet. Es kommt nicht darauf an, den gewaltigsten Berg zu finden, sondern den heiligen.

Die Schwierigkeit, die für die Djebel Mûsa-Hypothese entsteht durch die große Entfernung zwischen Fîrân und Djebel Mûsa, verschwindet, sobald man annimmt, daß im Stationenverzeichnis die einzelnen Stationen nicht den Halteort nach einer vollbrachten Tagereise bedeuten, sondern die Orte, an denen ein festes Lager aufgeschlagen wurde. Es ist sehr leicht möglich, daß die Karawane, die an einem bestimmten Orte das Lager aufschlagen wollte, unterwegs Rast machte und übernachtete, ohne ein Lager aufzuschlagen und ohne diesen Raſtort als eigentlichen Lagerplatz anzuführen.

Dann ist auf jeden Fall festzustellen, daß sich aus dem frühern biblischen Bericht keine Schwierigkeiten ergeben für die Annahme, daß der Djebel Mûsa der heilige Berg sei, während die Topographie der Serbâlgegend jenen Berichten und besonders dem spätern große Schwierigkeiten entgegenstellt.

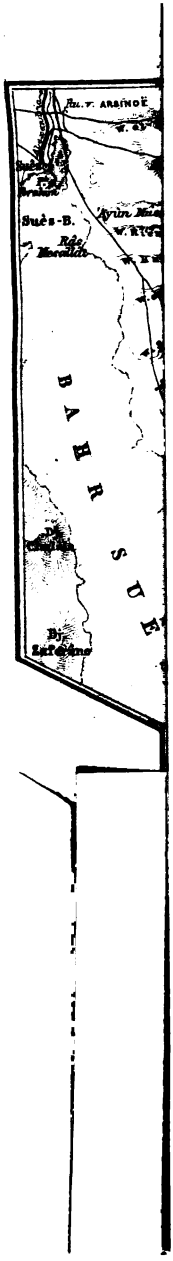
Ist einmal erwiesen, daß der Djebel Mûsastock als Wallfahrtsziel der Israeliten dem biblischen Bericht wenigstens nicht widerspricht, so ist es von geringem Belang, sich darüber zu streiten, ob der heilige Berg in der östlichen Spitze, dem

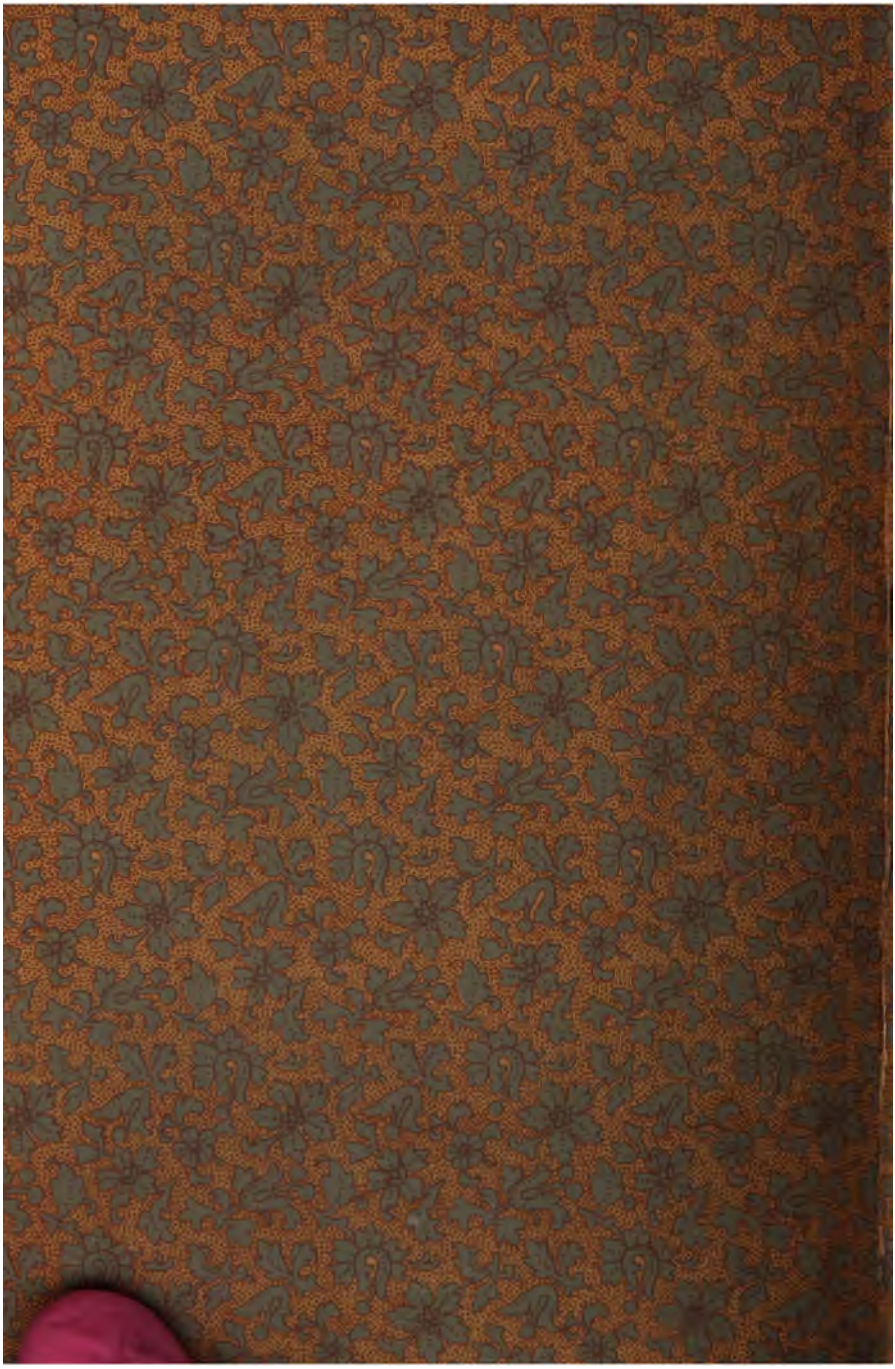
eigentlichen Djebel Mûsa, oder dem westlichen Gipfel des Mûsastockes, dem Ras es-Saffaf, zu suchen sei. Wer da zu viel beweisen will, beweist zu wenig. Für die letztere Ansicht spricht die Gunst der Oertlichkeit, die in der Ebene er-Raha einen außerordentlich passenden Lagerplatz darbot für eine größere Volksmenge.

Mose führte sein Volk zu einem bestimmten, bereits als heilig bekannten Berg, dessen Heiligkeit wahrscheinlich früher schon den umliegenden Stämmen bekannt war. Der Name Sinai klingt auch nicht hebräisch. Wenn dies der Fall war, dann war nach dem Wegzug der Israeliten die Heiligkeit des Berges von den Wüstenstämmen, die wohl wieder in ihren frühern Besitz zurückgekehrt waren, nicht vergessen worden. Ja, die Erzählung von dem großen Erlebnis Israels an diesem Berge muß eher dazu beigetragen haben, die Heiligkeit des Berges zu steigern. Da die nomadisierenden Stämme der Halbinsel den religiösen und politischen Schwankungen der alten Welt weniger unterworfen als die Kulturvölker, so hatten sie weniger Grund, in einem Religionswechsel alte Heiligtümer zu vergessen über neuen Göttern. Und wenn auch religiöse Wandlungen eintraten, so blieb doch der Kultus an den alten heiligen Orten haften, wie dies auch in der Verdrängung der kanaanitischen Religion durch die israelitische, in der Ueberwindung des altarabischen Heidentums durch den Islam der Fall war. Der Sinai blieb deshalb nicht nur in der Erinnerung Israels der heilige Berg, sondern auch für die die Halbinsel bewohnenden Stämme, die eher eine

lokale Tradition zu überliefern im ſtande waren als die Israeliten. So lange die Halbinſel bewohnt war — und das war ſie ſicherlich immer — gab es in ihrem Gebiete auch einen heiligen Berg, ob nun Jahve oder Baal oder Duſare oder Moſe auf ihm verehrt wurden. Der Kultus mochte ſich ändern; der heilige Ort ſelbſt blieb. Die Geſchichten, die von ihm erzählt wurden, mochten von ihm abfallen und vergeſſen werden, ſeine Heiligkeit blieb an ihm haften, ſo lange ein Volk in ſeiner Nähe wohnte, in deſſen Religion heilige Berge, Felſen, Bäume eine Rolle ſpielten. Dieſe Dinge haben auch für das Chriſtentum ihre Bedeutung nicht ganz eingebüßt.

Es iſt deshalb wahrſcheinlich, daß die erſten Chriſten, die in die Halbinſel kamen, zwar nicht direkte Ueberlieferungen aus jener Zeit, auch nicht etwa den Namen Sinai, aber doch einen heiligen Berg vorfanden, zu dem der Kultus der Wüſtenſtämme in Beziehung ſtand. Dann lag der Gedanke nahe, in dieſem heiligen Berg der Nomadenſtämme den geſuchten heiligen Berg der Israeliten wieder zu erkennen, und die fromme Phantaſie konnte ihr Werk beginnen.


Suès-B.
BARR SUE



3 2044 073 559 791